

BB Nader
DER MONOLITH

BB Nader

DRURKA

Welt im Nebel

Serie 1/5

Der

Monolith

Fantasy-Roman

Deutsche Originalausgabe, 1. Auflage 2023

© 2023 **BB Nader**

www.drurka.de

fb.me/drurka.de

Umschlaggestaltung: Norman Sinclair

Umschlagmotiv: Rel Nor Enol

Lektorat: Lalita Bee

Herstellung und Verlag: Bookmondo

ISBN: 9789403721637

Printed in Europe

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet unter dnb.dnb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwendung ist ohne die Zustimmung des Autors unzulässig. Dies
gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung oder Veröffentlichung.

Personen und Handlung sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit
real existierenden Menschen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman wurde unter Berücksichtigung der neuen deutschen
Rechtschreibung verfasst, lektoriert und korrigiert.

Prolog

Panisch laut schreiend vor Todesangst rannte das kleine rothaarige Mädchen über das abgeerntete Feld auf den Waldrand zu. Sie sprang kreischend über den sich im Sterben windenden und von Onta-Pfeilen durchbohrten Dorfvogt. Hinter ihr tobte ein schreckliches Massaker.

Ihr Dorf, Losqor Mollad, brannte. Viele Einwohner lagen getötet auf der Straße oder hinter ihr auf dem Feld. In die Häuser kamen die bewaffneten, schwarzhaarigen Krieger. Sie erschlugen Schlafende und ermordeten Unbewaffnete, niemand in dieser ländlich geprägten Ansiedlung war ernsthaft in der Lage, den Angreifern entgegenzutreten.

Die Soldaten wollten offensichtlich auch keine Gefangenen machen, waren nicht auf Sklavenjagd, sondern hier ging es nur darum, zu töten. Ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, und nur voll unbeschreiblicher Angst rannte das kleine Mädchen in seinem dünnen Schlafhemdchen weiter. Der Wald ...

Er würde ihre Rettung bedeuten. Doch er war noch so weit entfernt. Und die Feinde schossen immer wieder, einige kamen sogar hinter ihnen her gerannt. Es ging den Kriegern nicht nur darum den Ort niederzubrennen und die Bewohner zu vertreiben, sondern sie wollten Losqor Mollad auslöschen, mitsamt den Bewohnern. Sonst müssten sie die schreiend Fliehenden nicht verfolgen und ebenfalls ermorden.

Das Mädchen wollte schneller rennen, wollte den bösen Männern hinter sich entkommen. Doch ihre Beine trugen sie nicht hurtiger. Wie in einem Traum, in dem sie versucht zu fliehen ohne es zu können, vermochte sie auch nicht schneller zu rennen als die Pfeile, die plötzlich in ihren Rücken schlugen. Sie verlor das Gleichgewicht und sah den Boden näher kommen, doch in dem Moment schlug eine Wurfaxt in ihren Hinterkopf, und für das kleine Mädchen war die Flucht vorbei.

Die Magd des Hauses, aus dem das kleine Mädchen hatte entkommen können, ließ sich kurz vor dem Waldrand einfach fallen. Sie wusste nicht warum, aber sie tat es. Ein Pfeil schlug in den Baum vor ihr. Er hätte sie getroffen, wäre sie nicht der Eingebung gefolgt. Das musste die Weisheit ihrer Göttin sein, der Herrin der hohen Berge, die diesen Kontinent dominierten.

Ihre Göttin war Baal, das einzig perfekte Wesen. Und dieser Göttin gehorchend sprang die Magd auf und stolperte auf den Wald-

rand zu. Ihre mehr dem Fallen denn dem Rennen verwandten Bewegungen verhinderten es, dass sie ein Ziel für die Bogenschützen abgab. Die junge, rothaarige Frau fiel einmal mehr hin, und wieder flog ein Pfeil über sie hinweg.

Noch einmal erhob sie sich schnell und machte ein paar letzte unsichere Schritte, dann war sie hinter dem ersten Baum. Die Bogenschützen waren nun nicht mehr ihr Problem, dafür aber wurden die Krieger, die nun über das Feld gelaufen kamen, dazu. Was sollte sie tun?

Sie sah Leute ihres Dorfes unter den Pfeilen und Wurfgeschossen zusammenbrechen, andere wurden von den Kriegern eingeholt und niedergeschlagen. Die Magd sah sich gehetzt und in Todesangst um. Sie musste durch den Wald, obwohl hier niemand hinein ging. Er war dunkel und unheimlich, und allerlei Tiere lebten darin, die wenig Spaß daran hatten, ihren Lebensraum mit den Zweibeinern zu teilen.

Eine andere Chance hatte sie jedoch nicht. Sie musste es tun. Denn zurück zur Straße konnte sie nicht, die Onta-Krieger waren überall. Todesangst trieb sie in das dichter werdende Unterholz. Sie zerrte das *Drijon* auseinander und eilte weiter. Immer tiefer in den Wald, Zweige schlugen in ihr Gesicht, Dornen zerkratzten ihre Füße, Beine und Arme. Auch die dünne, schlichte Tunika, die Tracht einer einfachen Magd, schützte ihren Körper nicht.

Doch all das war nicht ihr Problem, durfte es nicht sein, wenn sie nicht sterben wollte. Sie rannte einfach weiter, wusste nicht mehr, ob sie überhaupt in die richtige Richtung lief – fort von den Mördern. Sie hoffte einfach, dass sie ihnen so entkommen konnte. Sie lief um ihr Leben und immer tiefer in den Wald, der schon so viele Wanderer verschlungen hatte.

1. Kapitel

Der Staat der Anhänger der Göttin Baal war eine illustre Gemeinschaft vieler verschiedener Ethnien. Ursprünglich gegründet worden war er von den Sa-i-Tse des fruchtbaren Tals *mirmes* am Fuße des höchsten Berges der Welt. Die Anhänger des *ba'aBaal*, des Glaubens an die Göttin Baal, hatten jedoch Schritt für Schritt das Gebiet zwischen dem Fluss Silmiron und der Wüste Enfi'Er erobert. Einzig die Städte Sebeg Hefr am mächtigen Fluss Moaskam gelegen, sowie die Stadt Dir-Tashan im Silmiron-Delta konnten den Kriegern widerstehen und wurden nicht erobert.

Shorg'jagg, eine Stadt der Isenbor, eines mächtigen, stolzen und sehr alten Karogej-Stammes, hatte früher die Ebene beherrscht. Gelegen im Quellgebiet von vier Flüssen verehrten die Isenbor die vier Quellnymphen Melshan, Seli-Dorq, Es-Agh Ashaydj und Hila, die dem Gott Nemeshot des Dianischen Glaubens unterstanden.

Ihre Stadt wurde eingenommen und die überlebenden Isenbor-Karogej versklavt als *trebet*, als leibeigene Arbeiter der Sa-i-Tse. Nach ihrem großen Sieg über die Städte der Ebene schlossen sich den Eroberern immer mehr Gruppen an, die in der Herrin der Berge die mächtigste Gottheit sahen.

So wurden Lukonja und Su Fra, Harjassi und Karogej, Djitessi und Retisa ebenfalls zu Anhängern des *ba'aBaal*. Sie lebten miteinander in den gleichen Städten, im selben Stadtteil und verbanden sich über ihren Glauben, der ihre Gemeinschaft einte.

Doch diese scheinbar so offene Religion, in der sich die verschiedensten Ethnien einander annäherten, hatte ein großes Problem mit Toleranz. Es gab nämlich für die Anhänger der Baal keine anderen Götter. Das war undenkbar. Und sollte sich eine Gottheit den Anhängern offenbaren, so musste es ein Diener der Baal sein, denn sie war das einzige perfekte Wesen.

Die Anhänger der Baal hatten viele Wege gefunden, das auf unterschiedlichen Ebenen ihrer erstaunlich komplexen Gesellschaft auszudrücken. Die Schriften der Bena von Enfi-Amar, Keimzelle des Glaubens *ba'aBaal* und Grundlage für alles, waren da ziemlich eindeutig.

Vor vielen Jahren hatte sie – und nur sie – Zeugnis abgelegt von der mächtigen Göttin Baal, der Herrin der gigantischen, alles beherrschenden Berge des Kontinents Apkalg, und deren ganz eigener Sicht der Dinge. Unter anderem hatte die Göttin ihren Gläubigen auch Regeln für ein Zusammenleben an die Hand gegeben, von

denen eine unmissverständlich klarstellte, dass es – für den Gläubigen – nur Baal gab. Sie und niemand anderen.

Bena verfasste als einzige Prophetin der Göttin Baal tatsächlich nur zwei Dialoge, den *Settem* und den *Monayos*. Objektiv gesehen ist das erst einmal wenig; die Dialoge waren keine besonders langen Texte von vielen hundert Seiten, sondern ließen sich gemeinsam auf weniger als 50 Seiten schreiben. Das war tatsächlich *sehr* wenig, doch brachte Bena den Glauben einem Volk, das bis zu diesem Zeitpunkt so gar keinen Zugang zu irgendwelchen Religionen hatte finden können. Aus diesem Blickwinkel betrachtet waren die 50 Seiten dann fast schon wieder unzumutbar viel.

Der erste Dialog, der *Settem*, entstand in Enfi-Amar, ihrem Heimatdorf. Bena war zu diesem Zeitpunkt 27 Jahre alt, unverheiratet und arbeitete als Dienerin einer jungen Herrschaft, die einfach nur nicht kochen und putzen wollte. In ihrem Todesjahr schrieb die Frau dann den *Monayos*, der in dem Haus der Baal in Shantaq Arsat, der Hauptstadt und späteren Reichsmetropole, entstand.

Dazwischen war es Bena gelungen, in der kleinen Stadt Simelish ebenfalls ein Haus der Baal zu errichten. Das Lebenswerk von Bena wurde eine Zeit lang nur in den drei Häusern weiter tradiert, übernommen von jungen Frauen der Unterschicht und des Mittelstandes, die in der Herrin der Berge eine Art von matriarchalem Ansatz sahen und sich eine solche Welt für sich selbst durchaus vorstellen konnten und wollten.

Derer gab es nie wirklich viele; die Sa-i-Tse des Tales und der Ebene verschlossen sich gerne vor der Religion, oktroyierte sie doch nichts weiter als Zwänge, die man ohne den Glauben nicht hatte. Doch dann wurde Benas Idee aufgegriffen und verselbständigte sich eines Tages.

Es begann mit einem Prinzen, dessen Schwester den Vorzug erhielt vor ihm, und der damit nicht so recht umgehen konnte. Verzweifelt suchte der junge, schlanke Mann nach Lösungen, nach irgendetwas, das ihm half, aus dieser Form des Lebens heraus zu kommen. Der Schwestermord kam nicht in Frage.

Das war etwas, das er sich so gar nicht vorstellen konnte. Es musste da etwas geben, das näher an der Legalität war und ihn mit einem reinen Gewissen leben ließ. Eine Lösung eben, die zu Aller, besonders aber zu seiner Zufriedenheit war. Er suchte bald hier und bald dort, lange in der großen Bibliothek, die jedoch keine große Hilfe war, nur eine Inspiration, welche Möglichkeiten es gab, illegal die Macht zu erlangen, und ging dann von einem kleinen Haus einer Glaubensgemeinschaft zum nächsten.

Derer gab es nicht ganz so viele, Tempel suchte das Auge vergebens, sodass er sich schon durch die Stadt fragen musste. Es war eine beschwerliche Suche nach einer Lösung.

Doch er fand sie in den Schriften Benas von Enfi-Amar. Im zweiten Dialog, dem *Monayos*, hatte die Frau eine staatliche Struktur verschriftlicht, wie sie Baal vorschwebte. Es war etwas kompliziert zu lesen und zu verstehen, und er musste sich das aufmalen, um es nachvollziehen zu können.

Offensichtlich war der Text nach solch einer Zeichnung auch entstanden. Die Göttin schien ernsthaft mit der Schreiberin gesprochen zu haben. Als es das Bild gab und Verständnis in den Augen des Prinzen aufleuchtete, las er die Passagen noch einmal. Diesmal ergab alles einen Sinn.

Die Struktur des Staates war einfach, viel unkomplizierter als diese, irgendwelchen Befindlichkeiten geschuldeten, Konstrukte des realen Lebens. Dort bei Bena, und somit bei Baal, stand über dem König oder der Königin der *wa'Baal*, der Hohe Priester der Baal. Er lenkte als einziger von der Weisheit berührter Sterblicher den Staat in Zwiesprache mit der Herrin der Berge. Der Prinz nahm den Glauben an, ließ sein Haar wachsen und färbte das Deckhaar rot, in der Farbe der Priesterschaft der Göttin Baal.

Doch es sollte weiter viele hundert Jahre dauern, bis sich das erste richtige Kloster gründete, in dem die Nonnen und Mönche den Glauben der Baal weiter gaben und auch weiter entwickelten. Der Glaube begann die anderen Religionen zu verdrängen, sie waren in diesem Staat der Sa-i-Tse ohnehin nicht beachtet worden.

Benas erster Dialog mit Baal begann mit der völlig zutreffenden Anklage der Göttin, dass die Sa-i-Tse im Schatten der Berge nur sehr wenig gläubig seien. Daran änderte sich in den Jahren nichts, bis das ba'aBaal immer stärker wurde und die Bevölkerung daran erinnerte, dass es nach dem Leben möglicherweise jemanden gab, der sie richten würde.

Nur elf Jahre nach dem ersten Kloster gründete sich die Schule Preshed Emes, aus der in der Folge die größten Hardliner hervorgingen. Errichtet wurde es auf dem Gelände eines großen Gutshofes unweit der Hauptstadt. Von Beginn an waren alle Mauern rot gestrichen, in der Farbe der Priesterschaft der Herrin der Berge.

Die roten Dachziegel komplettierten den Eindruck, dass hier konzentriert der Baal gedacht wurde. Dieses Kloster vergrößerte rasch sich selbst sowie seinen Einfluss auf die Bevölkerung und den Staat. Schritt für Schritt wurde die von Bena festgeschriebene Staatsstruktur übernommen, was einige Jahre dauerte.

Nicht jeder Einwohner hatte nur auf die Implementierung eines strengen Glaubens gewartet und blühte auf; einige wollten überzeugt oder überredet werden.

Und aus dem Kloster Preshed Emes stammte von Beginn an immer der geistliche Führer des Staates, der *wa'Baal*. Er übernahm sukzessive die Macht von der *mala sa*, der Königin und löste sie schleichend an der Spitze des Staates ab. Der Übergang war für die Bevölkerung fast nicht wahrnehmbar.

Irgendwann einmal war es der *wa'Baal*, der Entscheidungen fällt und mitteilte, ohne dass die Königin abgesetzt worden wäre, oder ihrer standesgemäßen Annehmlichkeiten beraubt. Es war einfach so, dass sie nur noch da war, immer noch Königin, aber der *wa'Baal* lenkte die Geschicke des Staates im Sinne der Herrin der Berge. Er war ihr Sprachrohr und Vollstrecker ihres Willens. Eines Tages war der Prozess abgeschlossen. Wirklich bemerkt hatte das kaum jemand.

Das alles war schon sehr lange her. Der Staat der Anhänger der Baal hatte ein gefestigtes Gefüge und ein Stammland. Durch die Eroberungen war das Gebiet so groß, dass der *wa'Baal* eigentlich hätte zufrieden sein müssen. Doch er stammte aus der Schule Preshed Emes, und es waren seine Leute, die täglich neue Interpretationsmöglichkeiten in den Schriften der Bena fanden und Abhandlungen darüber verfassten.

Einige davon waren undifferenziert und bestanden nur aus Zirkelschlüssen, andere arbeiteten sorgsam mit jedem Wort der Prophetin, deuteten es auf verschiedene Arten und gaben dem Leser Werkzeuge an die Hand, den eigenen Glauben auszuformulieren. Baal hatte zum Beispiel ihre eigenen Regeln aufgestellt, die im ersten Dialog, dem Settem, einfach kommuniziert wurden. Regel Nummer Sechs besagte nach Benas Urtext lediglich den Missionsgedanken.

gehete hin und tragt Meinen Willen an die anderen Völker. Relativ interpretationsfeindlich formuliert und ohne Gewaltaufrufe. Bena hatte das im Monayos dann weiter ausgewalzt. Aber auch hier betonte sie nur die Missionierung. Es sollten weitere Personen Baals Willen den andern Völkern der Welt bringen. Das klang immer noch so wie die Verbreitung des Glaubens durch das Wort.

In Preshed Emes hatten sie lange daran herum geschrieben, bis klar war, dass Baal die Zwangskonvertierung meinte. Denn im Zusammenspiel mit Regel Nummer Eins wurde daraus etwas Gutes in ihrem Sinne, und ihr Wille eröffnete allen Lebewesen das Reich der Herrin der Berge.

Im Dritten Buch des Monayos gab Bena dann die Steilvorlage für Preshed Emes schlechthin. [...] *sie sollen wissen, wem sie die gnade ihres seins zu verdanken haben. und sie sollen die strenge ihrer Göttin spüren, wenn sie nicht gehorchen [...]*

Geht und missioniert sie, zur Not mit Gewalt, lasen die Mönche und ihre Schüler aus den Zeilen. Und Baals Versprechen von drakonischen Strafen für diejenigen, die nicht gehorchten, konnte leicht weltlich umgesetzt werden. Das stand so an keiner Stelle, also musste viel Energie darauf verwendet werden, diese Idee der Missionsarbeit den Gläubigen nahezubringen.

Es musste einfach jedem Anhänger der Baal klar sein, dass der Wille der Göttin auf jeden Fall und auf jede nur erdenkliche Art und Weise an die übrigen Lebewesen dieser Welt heran getragen werden musste. Da durfte nicht der Hauch des Zweifels bleiben, warum sie mit Schwertern loszogen, wenn doch davon nichts, aber auch gar nichts in den Schriften der Prophetin zu finden war.

Nichts davon belastete die Gedanken von wa'Baal wasto in diesen Tagen. Es gehörte alles vielmehr zu dem Pool seiner Erfahrungen und seines sozialen Umfeldes, der schon im Unbewussten seine Entscheidungen beeinflusste. Alle Entschlüsse wurden immer vor dem Hintergrund des jeweiligen Kontextes getroffen.

Sie waren beeinflusst vom Erfahrungsschatz des Individuums und der Gesellschaft, der es entstammte. Das System der Wertevorstellungen hatte einen ebensolchen Stellenwert wie die selbst gesammelten Kompetenzen. Daher schlummerte der gesellschaftliche Kontext von wasto irgendwo im Hintergrund und lenkte ihn aus dem Unterbewusstsein heraus. Der wa'Baal regierte vor sich hin.

Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann, mit dünnem Haupthaar, das er rot färbte, die allgemein bekannte Farbe der Priesterschaft der Baal. Während alle anderen Priester ihre Haare jedoch nur an den Spitzen färbten, war es dem wa'Baal erlaubt, all sein Haar komplett in dieser Farbe zu tragen.

Dieses Privileg nutzte der Hohepriester, exzessiv, mochte man dem noch anfügen, wenn man bedachte, dass auch seine Augenbrauen, die wenigen Haare auf Brust und Unterarmen, sowie die Schamhaare in dieser Farbe waren. wasto ging in seiner Rolle komplett auf. Baal würde vielleicht gesagt haben, er sei der richtige Mann in der richtigen Position.

Er gehörte, wie ein Großteil der Einwohner des Reiches, dem Volk der Sa-i-Tse an, weshalb seine Größe und Schlankheit eher keine besonderen Merkmale waren, auch nicht die auffällig großen Ohren. Sein kalter Blick aus den blauen Augen war es vielleicht.

Oder seine sehr schlanken, langen Finger mit den immer gepflegten Nägeln; niemals sah man ihn mit einem gebrochenen, zu langen oder gar mit einem schmutzigen Nagel. Das war undenkbar, besonders für ihn. Eitelkeit war ein kleines Laster, das er sich jedoch gönnte, übte er sich doch sonst immer in exzessiver Bescheidenheit. Er würde es auch niemals Eitelkeit nennen, sondern milde lächelnd und mit ineinander gelegten Händen säuseln, dass er nur unzulänglich versuchte, auch optisch der Rolle als Sprachrohr seiner Göttin zumindest ein kleines bisschen würdig zu erscheinen.

Es gab Orte auf der großen Landkarte an seiner Wand, die nicht von der Weisheit der Herrin der Berge berührt werden konnten. Sie ließen sich nicht missionieren, weder mit dem Wort noch mit dem Schwert. Das hatten sie versucht und waren gescheitert. Mit dem Wort vielleicht etwas weniger als mit dem Schwert, war doch eine Belagerung viel einfacher durchzuziehen als eine durchdachte Rede auf einem Forum.

Oder auch nicht, was sie sodann lückenlos bewiesen hatten. Baal musste toben ob dieser Unzulänglichkeit ihrer Gläubigen. Das würde ein Nachspiel im Jenseits haben, wenn Baal sie zwischen den Fingern hatte, das war sicher. Diese Blöße wollte *wasto* sich aber nicht ebenfalls geben. Es genügte ja, wenn ein *wa'Baal* an diesen Orten gescheitert war, sie mussten nicht das Mahnmal der Inkompetenz aller Führer des Staates werden.

Doch etwas musste bewegt werden. Die Göttin hatte das explizit verlangt. Es war ihr manifestierter Wille, *wasto* hatte die Schriften studiert, auch und besonders die umfangreichen Ausarbeitungen und Interpretationen seiner Brüder und Schwester aus dem Kloster Preshed Emes, Er wusste genau, was er zu tun hatte, wollte er der Gnade seiner Herrin würdig sein.

Selbst Bena, die so viel für Baal getan hatte, war nicht würdig gewesen. Selbst sie war von der Göttin in den Dialogen zurechtgewiesen worden. *wa'Baal* *wasto* wollte etwas bewegen. Der Druck Baals war da, verlangte nach Handlungen, nach Leistung. Einige *wa'Baali* waren daran zerbrochen. Diese Kulisse war nicht für jedes Gemüt, es war kein Milieu für Leute mit zarter Besaitung.

wasto hielt sich selbst für stark genug, diese Position auszuüben und den Willen der Baal zu erfüllen. Er musste nur zielgerichteter arbeiten. Also besah er sich die Karte und dann die Notizen, die er in den Gesprächen mit den Heerführern und ihren Spähern gemacht hatte. Langsam formte sich ein Bild vor seinem inneren Auge. Für *wasto* war das eine Eingebung direkt von Baal. Er wusste nun, wohin sie gehen mussten, was zu tun war.

Also ließ er den Oberbefehlshaber der Armee zu sich rufen, um mit ihm den Plan zu besprechen. Sie mussten Baals Befehl befolgen und durften auf gar keinen Fall versagen.

* * *

Als die *Ersmin Toa* in Sadjon Hun anlegte, hatte sie eine Fracht an Bord, die die Welt verändern sollte, zumindest würde es später einmal so empfunden werden. In jedem Fall begann sie schon bald, Sadjon Hun zu verändern. Die Hafenstadt im Südwesten von Apkalg dümpelte vor sich hin und war sicherlich kein Ort, der als besonders gläubig bekannt war.

Götter waren zwar dem Namen nach bekannt, doch investierte niemand, von der Königin angefangen bis hin zu ihren niedersten Dienern, Lebenszeit in regelmäßige Besuche von Gotteshäusern. Diese Art von Ritualen passte auch gar nicht in die Gewohnheiten von Sadjon Hun, einer Stadt, die großen Wert auf Schmuck und Pomp legte, nicht aber auf Andacht oder Askese.

Den Göttern war die Stadt ein Dorn im Auge, doch dort ließ man sich nichts weiter zu Schulden kommen als Atheismus. Genau genommen war das ein triftiger Grund, Sadjon Hun vom Antlitz der Welt zu tilgen, doch die Bewohner der Stadt beleidigten ja keinen Gott, sie beteten einfach nicht zu ihnen.

Zu keinem, was jedoch keinen Unterschied machte. Alle Götter würden die Gläubigen anderer Götter töten müssen, würde man diesen Gedanken konsequent bis zu seinem Ende denken. Und so fühlte sich einfach niemand zuständig für den Ort und seine Bürger. Die Hafenstadt verschwand sogar aus der Vorsehung.

Für die Bewohner hatte das lediglich die Konsequenz, dass nach ihrem Tod eben alles vorbei war, und sie nicht Heim gingen in das Reich der Götter, das Land Qeqesh am Magischen Strom. Für das Hier und Jetzt also unerheblich, mochte man meinen. Und doch hatte die Stadt im Südwesten von Apkalg eine latente Sehnsucht nach einem spirituellen Halt.

Alles ließ sich nicht ignorieren, da gab es auch Dinge, Zeichen vielleicht, die eindeutig in eine ganz bestimmte Richtung wiesen. Durch ihre Lage hatte Sadjon Hun unausgesetzt Kontakt mit Gläubigen unterschiedlicher Religionen. Sie alle schüttelten den Kopf ob der Tatsache, dass es hier keine Tempel gab, die Götter anzubeten, ihnen Opfer zu bringen oder einfach Zwiesprache mit ihnen zu halten.

So gingen die Matrosen mit einem mulmigen Gefühl an Land. Wann mochte der Zorn der Götter diesen gottlosen Ort treffen? Doch die Rache der Weltenlenker blieb ein ums andere Jahr aus, und schon bald hieß es hinter vorgehaltener Hand, dass dieser Ort trotz seiner Gottlosigkeit vom Glück geliebt wurde.

Nach Katastrophen suchte man in der Stadtgeschichte vergeblich, auch nach Angriffen von Piraten, Seevölkern oder Nachbarn aus dem Landesinneren. Niemand hatte etwas gegen diesen Ort, ob schon im Westen mächtige Nachbarn lebten, die Ilvon Shiya nämlich. Doch die kümmerten sich um ihre eigenen Geschäfte, pflegten verlobt den Handel mit Globron und sich selbst, und beachteten die gottlose Hafenstadt der Onta gar nicht.

Ihre Türmchen und Mauern würden schon früh genug einstürzen, ohne dass ein Ilvon Shiya-Fürst seine Hand dafür heben musste. Im Osten war die Stadt der kleinen Su Fra, Shaqa Alham, an der Furt des Feddiram-Flusses gelegen. Sie mochten eines Tages mobil machen und mit ihren unbezwingbaren Defensivwaffen gegen Sadjon Hun marschieren.

Nichts würde dann bleiben, nur ein weiteres Trümmerfeld, das noch in einigen Dokumenten als Stadt auftauchte, bis auch diese Schriftstücke unleserlich wurden oder auf dramatischere Art und Weise verloren gingen.

Doch statt aller Schreckensszenarien wurden zögerliche Bestrebungen erkennbar, dass sich andere Städte der Region, aus dem Norden und Nordwesten, mit Sadjon Hun zusammen schließen wollten zu einem losen Städtebund. Die Verhandlungen führte die Königin Sayona Uon selbst, unterstützt von ihrem Zweiten Berater Gelosh Yam'mas.

Wobei Sayona nicht von *Unterstützung* würde reden wollen. Gelosh, bekannt für seine Brillanz in Schlussfolgerungen ebenso wie für ein schon fast unmenschliches Fassungsvermögen an Alkoholika, verbrachte seine Tage lieber in den düster wirkenden und durchgehend mit dunklem Holz eingerichteten Tavernae der Partnerstädte, um danach ausgiebig seinen Rausch auszuschlafen, in Vorbereitung auf das nächste Gelage.

In wichtigen Momenten jedoch war er immer dabei, um körperliche Anwesenheit nicht nur durch seine imposante Erscheinung zu demonstrieren. Er maß 1,94 Meter und überragte die allermeisten Onta um mindestens ein Haupt. Böse Zungen behaupteten, dass diese Angabe auch für die anderen beiden Dimensionen galten, die einen Körper definierten. Das war zwar ein wenig übertrieben, doch der tiefenentspannte Zweite Berater kam dieser Übertreibung schon recht nah.

Zumindest wirkte er so, wenn er mit seiner fröhlichen Miene irgendwo auftauchte, oder einfach nur dort saß und lauschte. Sayona war dies unendliche Male lieber als die unausgesetzten Versuche des Ersten Beraters, Unun Hemoi, seinen eigenen Hintern auf dem Thron der Stadt zu platzieren.

Die Macht seines Amtes war nicht mehr genug für ihn, er strebte nun nach der Anerkennung der königlichen Rolle. Das war Sayona Uon zwar ein Dorn im Auge, doch schien es in diesen Tagen schwierig genug, ihre eigene Position gegen den Kreis um Unun Hemoi zu halten; da blieb wenig Spielraum für eine Offensive.

In einem *sehr* privaten Gespräch mit Königin Oluya Onya von Dja-on Duoq fand Sayona heraus, dass es auch im Königreich ihrer Vertragspartnerin diese Intrigen am Hof gab. Wie sie darauf reagieren sollten, wussten beide Regentinnen jedoch nicht. Noch waren sie in der Lage, die Angriffe abzuwehren.

In dieses Milieu von bilateralen Verhandlungen und tiefgreifender Erkenntnis fiel die Ankunft der *Ersmín Toa*, jenes Zweimasters, der eine hochbrisante Fracht in Form einer schlichten hölzernen Kiste, durch Taue an eine Wand des Frachtraums gesichert, nach Sadjon Hun brachte.

Siuqon Dan, der Besitzer der Truhe, hatte ihren Inhalt bei seinem Aufenthalt in Oshqa Hiaya, einer mächtigen, alten Hafenstadt auf Nadej, erstanden und durch Käufe und Abschriften erweitert. Nun lagerten einige Dokumente darin, die den Süden Apkalgs verändern sollten. Es dauerte jedoch einige Wochen, bis der namhafte Philosoph nach seiner Rückkehr in die Heimatstadt Zeit fand, sich der Truhe zu widmen.

Fast schon war ihr Inhalt vergessen, als er sich eines Abends im Arbeitszimmer seiner *villa urbana* ihrer Existenz über einen optischen Reiz wieder bewusst wurde; sein nach langer Diskussion im Palast müder Blick fiel auf die Truhe, die still in der Ecke des Raumes stand, seit Wochen unberührt.

Sein Sklave hatte sie dort abgestellt. Siuqon lächelte sanft und zufrieden. Dann stand er auf, begab sich langsam zu der mit Schnitzereien und geschwärzten eisernen Beschlägen verzierten Truhe aus dunklem Hartholz und öffnete sie, nachdem er sie ebenso umständlich, wie er sich erhoben hatte, aufgeschlossen hatte.

* * *

Die Verhandlungen über den Städtebund waren zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen. Unun Hemoi, der Erste Berater von Königin Sayona Uon, hatte gerade eine schlechtere Position, denn seine Herrin – er würde ihr Verhältnis ein wenig differenzierter umschreiben – war in diesen Tagen unangreifbar.

Nichtsdestotrotz spinn er jedoch weiterhin seine Fäden, vielleicht nicht ganz unbemerkt von Sayona Uon und Gelosh Yam'mas, der sich die Situation jedoch schön trank und es so schaffte, sie im Großen und Ganzen zu ignorieren. Siuqon Dan, der Philosoph, hatte in der Zwischenzeit den Inhalt seiner Kiste gesichtet und die Schriften studiert. Er sortierte die Rollen und Bücher und brachte sie in eine chronologische Reihenfolge; so waren sie dereinst geschrieben worden.

Einzig schien die erste Rolle zu fehlen. Es mochte kein sehr langer Text sein, doch dem Mann mit dem langen Gewand fehlten ein paar einleitende Worte, eine Art von Erklärung zu den Beziehungen all dieser Personen zueinander, die in der ältesten ihm vorliegenden Schrift als selbstverständlich vorausgesetzt wurden.

Die als *Dynasten* betitelten Helden der Erzählung schienen die Begründer aller Völker zu sein. Die Verfasserin, als Shemqa Sioya aufgeführt, hatte jedoch sehr großen Wert darauf gelegt, dass über all diesen Göttern noch die *Mutter allen Seins*, nämlich die Göttin *Shu*, stand. Der matriachale Gedanke zog sich durch all ihre Schriften, immer war *Shu* die letzte Instanz, der initiiierende Funke, alles ging aus von ihr, um dereinst wieder zu ihr – Shemqa Sioya schrieb *in sie* – zurückzukehren.

Nun war das Qirgan Shu, wie die Lehre der Shemqa Sioya genannt wurde, keine Religion, die zu irgendeiner Zeit in der Geschichte Drukas besonders große Akzeptanz erfahren hätte. Zu viele Religionen buhlten neben einander um die Gunst der Gläubigen. Die Anhängerschaft des Qirgan Shu konsolidierte sich in der Regel aus Frauen der Mittelschicht.

Sie waren in der Lage, den Gedanken hinter der Schrift in ihrem Haushalt durchzusetzen und in jedem Fall die Dienerschaft, oftmals auch den Ehemann, mit zu den Messen der Göttin, die nie im Tempel sondern immer unter freiem Himmel abgehalten wurden, zu bringen.

Der Gedanke hinter dem Qirgan Shu war jedoch nicht ganz neu. Die Anhänger der Göttin Eshqaya hatten fast exakt die selbe Vorstellung, was Schöpfungsgeschichte und die Rolle der Frau in dieser Weltanschauung betraf, ebenso jene der Mutter allen Seins, deren Terminologie Semqa Sioya, eher unbewusst als bewusst, zu großen

Teilen übernommen hatte. So kam es, dass die Grenzen zwischen den Muttergottheitsreligionen fließend bis nicht vorhanden erschienen, und sich die Unterteilung dem Außenstehenden bisweilen entzog.

Bei den Atheisten aus Sadjon Hun dagegen fiel die Schrift wie warmer Regen auf einen ausgetrockneten Boden. Es wurde sofort klar, dass über die Stellung der Frau auch die Position der Königin geregelt war. Alle Versuche Unun Hemois liefen ins Leere, ein Mann an der Spitze des Staates war mit einem Mal undenkbar.

Ohne es wirklich in den Vordergrund gestellt zu haben, war der Bevölkerung der Stadt alsbald schon bewusst, dass die *Zeichen*, denen Shemqa Sioya ein ganzes Buch gewidmet hatte¹, nur gedeutet werden mussten. Sie besaßen in der gesamten Stadt keinen einzigen Tempel.

Nie war ein Gott aus diesem Grund an sie heran getreten, es umgehend zu ändern. Warum? Weil es natürlich ein Zeichen war. In ihrer *Liturgia generalis* hatte Shemqa Sioya im ersten Teil erklärt, dass die Gläubigen sich unter freiem Himmel versammeln sollten. Dies war das Zeichen, nach dem sie in Sadjon Hun, wenn auch nur unbewusst, gesucht hatten. Sie mussten sich nur versammeln, um ihrer zu gedenken. Die Göttin würde dann bei ihnen sein, so wie sie zu allen Zeiten bei ihnen war.

Der Begriff *Lauffeuer* wurde der Verbreitung des Qirgan Shu in den Staaten der Onta im Südwesten Apkalgs gar nicht mehr gerecht. So schnell die Boten das Wort und die Schrift tragen konnten, gelangten Kopien alsbald in die Städte des Bundes, der vor gar nicht so langer Zeit geschlossen worden war. Und die einflussreichen Berater der Königinnen, die gerne einflussreiche Berater bleiben wollten, nutzten die Schrift für ihre Zwecke aus.

Sie implementierten ein System, wie die Originaltexte zu lagern seien, und wie sich der Glaube in seiner weltlichen Ausprägung darstellen würde. Es musste eine Priesterschaft her, die die Schriften der Shemqa Sioya interpretieren konnte, die ihre Texte dem Volk nahe zu bringen vermochte.

1 Das Buch der Zeichen, der fünfte Komplex ihrer Abhandlung zum Glauben Qirgan Shu, in dem die Prophetin verdeutlicht, dass nicht alle Dinge direkt gesagt werden, sondern einige einfach nur gedeutet werden müssen. Tatsächlich bezog sich die Autorin dabei auf die Teile der Bevölkerung, die des Lesens und Schreibens nicht mächtig waren. Ihnen sagten Zeichen mehr als unverständliche und ihnen somit nicht zugängliche Texte.

Und alles das musste schnell erschaffen werden. Sie hatten nur wenig Zeit, es so einzurichten, dass der Glaube Fragen des Staates vor vollendete Tatsachen stellen würde.

Doch so wie Berater den Glauben benutzten, hatten alsbald auch die Priester bemerkt, welche Macht in ihren Händen lag. Sie schafften die weltlichen Berater schnell ab und ersetzten sie durch Äbte ihrer Klosterschulen, sodass die Meinung ihrer Schule auch immer die Meinung der Stadt sein würde.

In einem vielleicht nicht ganz so schleichenden Prozess war dann die Macht übergegangen auf die Stadt Sadjon Hun, von der alles seinen Ausgang genommen hatte. Die Schule dort hatte einfach ein paar Tage Vorsprung vor allen anderen, sodass in vielen Fragen dorthin geschaut wurde.

Bis es sich zur Gewohnheit entwickelt hatte und Sadjon Hun die Hauptstadt und ihre Klosterschule Yassem Yadao das spirituelle Zentrum des Bundes waren, der sich selbst den Namen Esem-Djao gegeben hatte. Das Qirgan Shu war Staatsreligion, und somit die einzige Religion, die praktiziert werden durfte. In der Schule Yassem Yadao bewiesen sie gerade lückenlos, dass es keine anderen Götter geben konnte, abgesehen von der Mutter allen Seins, der Shu. Sie war, als nichts anderes war, und alles stammte aus ihr, um eines Tages wieder dorthin zurück zu kehren.

Eine schwierige Vorstellung, anfangs. Doch, so erklärten die Mönche alsbald, die Göttin hatte zuerst die Welt erschaffen, dann all die Lebewesen geboren, um daraufhin selbst zu der Welt zu werden, um die Kreaturen nach ihrem Leben wieder in sich aufnehmen zu können.

So waren die Begründer der Dynastien entstanden, jene Ursprünge aller Völker, die in einigen Kulturen noch besonders geehrt wurden. Ihnen folgten alsbald, jedoch aus sich, nicht mehr der Mutter allen Seins, heraus geboren, die Oberhäupter jener Familien, die sich auf diesen Ursprung beriefen.

Die Dynasten, die in Shemqa Sioyas Ansicht mächtiger waren als die Sterblichen, die ihre Nachfolge angetreten hatten, wurden analog zum Glauben an die Göttin Eshqaya ausgelöscht, ihre Kinder überlebten jedoch und ehrten die Muttergöttin, der sie ihre Existenz letztlich zu verdanken hatten.

Andere *Götter* waren nichts weiter als Kinder der Shu und somit ihr unterstellt, damit auf einer Stufe stehend mit den Dynasten. Shu thronte über allem, niemand konnte von gleichem Rang wie sie sein. Das war einfach nicht möglich, denn wirklich alles übrige stammte aus ihr. Auch die einzelnen Völker waren immer Kinder

der Shu, sie alle waren somit Brüder und Schwestern. Das war so, und es würde immer so bleiben.

* * *

Späher wurden immer nur ausgesandt bis zu einem bestimmten Punkt von Interesse. Es machte sonst keinen Sinn; Vor- und Nachteile dieses Prinzips lagen auf der Hand: Zum Einen brauchte es nur eine begrenzte Zahl Krieger, die ausschwärmen mussten, zum Anderen bekam man nicht mit, was hinter diesem Horizont vor sich ging. Natürlich war der Trick an diesem System, die Kundschafter weit genug zu senden, viel weiter als notwendig gewesen wäre, doch nicht zu weit. Genau genommen eine Gratwanderung; nicht jeder Feldherr Drurkas vermochte mit dieser Möglichkeit so umzugehen, dass er maximale Information bei minimalstem Spähereinsatz bekam. Die Geschichte war voll von Gestalten, die genau an dieser Situation kläglich gescheitert waren.

Der Hohepriester der Baal, *wasto*, hatte ein Ziel für sich formuliert, welches einfach nur logisch erschien in seinen Augen. Mit dem gigantischen Berg in seinem Rücken, dem vermuteten Sitz seiner Göttin, fiel sein Auge zuerst auf einen Punkt seiner strategischen Karte, der ebenfalls die topographische Besonderheit des Berges aufwies.

Auf dem gesamten Kontinent Apkalg gab es die alles dominierenden drei Spitzen des Zentralmassivs, einer unbezwingbaren Bergkette, die zu allen Zeiten die Völker der Landmasse zu Spekulationen und spirituellen Fantasien angeregt hatte. Niemand, der den Aufstieg gewagt hatte, war zurück gekehrt, die Berge hatten ihn behalten. Die vermissten Bergsteiger gingen in die zig-tausende.

Seit dem Anbeginn der Zeit rankten sich wilde Vermutungen um die beeindruckenden Erhöhungen, und seit dieser Zeit versuchten sich Mutige, Erfahrene und Einfältige an den steilen Wänden des Gebirges, dessen Gipfel fast niemals zu sehen waren und immer in den Wolken verschwunden blieben.

So blieben die Ideen zu den geheimnisvollen Gipfeln nicht mehr als das. Der Versuch, diese Berge zu bezwingen, war ein viel zu hoch gestecktes Ziel, waren alle drei Gipfel doch deutlich über 10.000 Meter hoch. Schon bald erreichte der Waghalsige, der sich dennoch an den schroffen, abweisenden Wänden versuchte, die Grenze zum ewigen Eis und musste feststellen, dass es keine Aus-

rüstung gab, die sein Überleben ermöglichen konnte. Die meisten Mutigen starben beim Versuch, trotz erfrorener Finger und Zehen wieder hinunter zu klettern.

Sie stürzten ab und ihre Körper zerschellten an den rauen Felsen der hohen Berge. Keiner kam bis unten. Nur selten stürzte jemand bis ins Tal hinunter, wo er gefunden wurde, wenn die Tiere nicht schneller waren und ihn fraßen oder in ihren Bau schleppten.

Es lag schon Jahrtausende zurück, da hatte es ernsthafte Versuche gegeben, einen Pfad ins Gebirge zu bauen. Händler hatten die Idee, das weitläufige Massiv zu durchqueren, statt es umständlich zu umgehen; es war auch eine Kostenfrage, auf die Jahrtausende gesehen.

So führte von *wastos* Sitz im fruchtbaren Tal zum Fuße der steilen, eindrucksvollen Berge ein Pfad an einem Bachlauf entlang hinauf in die Höhen, in denen der Bach entsprang, am Fuße des mächtigen Gletschers. Der weitere Weg hinauf war nie wirklich erschlossen worden; das hatte sich der Initiator viel einfacher vorgestellt, als die Realität es erlaubte.

Doch das Gerücht, der Weg sei existent und würde genutzt, jedoch nur von wenigen, und er sei unglaublich gefährlich, hielt sich hartnäckig. Genährt wurde es von immer mal wieder auftauchenden entlaufenen Sklaven, die nicht aus dem Tal stammten und auch nie hinein gelangt waren. Sie sprachen nicht einmal eine verständliche Sprache, mussten also von weit entfernt hergebracht und über das Gebirge hierher transportiert worden sein.

Ihre Sklaventreiber freilich hatten es nicht geschafft. Die Sklaven waren herrenlos, jedoch nicht lange. Der Staat griff sie auf und lehrte sie, ihre Rolle zu verstehen und zu akzeptieren, auch ohne die Kenntnis der Sprache. Gefunden hatte den Pfad über das Massiv und in den Nordwesten Apkalgs jedoch bislang niemand, und so bürgerte sich die Vermutung ein, die Sklaven wären Bürger aus einem sehr entlegenen Dorf oben in den Bergen, irgendwo in der Nähe des Gletschers, das einfach nur nie jemand gefunden hatte, weil der Weg dorthin und auch von dort herunter ins Tal zu gefährlich war.

Doch auf Apkalg gab es drei weitere Erhebungen, die natürlich im Vergleich zum Zentralmassiv winzig wirkten. Zwei von ihnen lagen weit im Norden des Kontinents. *wasto* würde es sicherlich nicht mehr erleben, dass die Weisheit der Baal an diesen Ort gebracht werden konnte.

Und dann war da noch der Berg Velopez, südlich der Wüste Enfi'Er. Das Ödland begrenzte den Staat der Anhänger der Baal seit geraumer Zeit schon. Natürlich, würde man hinten anhängen wol-

len, doch *natürlich nicht* wäre die Antwort der Jünger der Göttin Baal gewesen. Was sich ihnen in den Weg stellte, musste weg, im Namen der mächtigen Herrin der Berge. Auch eine Wüste durfte sie nicht aufhalten, die Göttin konnte diese Unzulänglichkeit unmöglich verzeihen.

Nun begab es sich, dass die Wüste Enfi'Er von einem breiten Fluss durchquert wurde, der ein fruchtbares Tal in das Ödland schnitt. Ihm zu folgen würde für das Heer des wa'Baal *wasto* ein Kinderspiel sein. Neben dem Wasser des Stroms würden sie hier auch Nahrungsmittel finden, Fische des Flusses ebenso wie Früchte an Bäumen und Kammern mit Erntegut, die sie im Namen ihrer allwissenden Göttin plündern konnten.

Später hatten Kunde davon gebracht, und der spirituelle Führer des Heeres der Baal war zufrieden mit diesen Informationen. Die Städte, die auf diesem Weg lagen, würden sich mit dem großen Heer und der richtigen spirituellen Haltung, einem reinen Geist im Sinne der Baal, erobern lassen. Der wa'Baal *wasto* gab seinen Soldaten eine Textstelle aus dem Dritten Buch des Dialoges Monayos mit auf den Weg.

[...] und lass dich nicht ablenken vom rechten weg, bena. Ich bin der einzige weg [...], und *wasto* verwies darauf, dass Bena, ihre Prophetin, die als Erste von der Weisheit und der Macht der Göttin Baal gezeugt hatte, an dieser Stelle stellvertretend für jeden einzelnen von ihnen stand. So brach das mächtige Heer der Sa-i-Tse auf, durchquerte das Land der Gläubigen und gelangte zur Grenze.

* * *

In der Stadt der Bücher war es ruhig. Der Reisende, der auf den Ort zu kam, sah zuerst die drei gigantischen, dunkelgrauen Obelisken, die dicht beieinander im Zentrum der kleinen Stadt standen. Sie verzüngten sich nicht nach oben, und sie wirkten wie auf einer Höhe abgeschnitten. Allein sahen sie unwirklich aus, gerade so als habe ein Gott sie in einer Laune dort hingestellt, und der Ort hatte sich später darum gebildet. Tatsächlich war es göttliche Macht gewesen, die diese Säulen dort errichtet hatte, doch sie waren entstanden, als es die Stadt der Bücher schon gab.

Weiterhin fiel auf, dass es keinerlei Defensivbauten gab. Nur die niedrigen Häuser dort, und die Tempel, die alles überragten, die drei Säulen einmal ausgenommen. Ein Schatten huschte über den Himmel, gefolgt von einem zweiten, und dann senkten sich die gi-

gigantischen Leiber zweier magischer Kreaturen auf die Stadt nieder. Es wirkte, als sei die letzte Stunde des Ortes angebrochen, als würden die Vorboten *Seiner* Armee dieser Niederlassung von Lebewesen hier in Zentral-Mojenaprolfad nun ein Ende bereiten.

Als sollte sie getilgt werden vom Antlitz Drurkas, um Platz zu machen für das Aufmarschgebiet des Heeres Tumnata, *Seiner* Armee aus Kreaturen der Finsternis und des Schattenreichs. Verfluchter Gestalten, die durch die Götter von der Oberfläche verbannt worden waren.

Das Auge wollte sich von der Szene lösen und Eldjam, den Dunklen, und Rildjem, den Furchteinflößenden, suchen, die kamen, um für *Seine* Ankunft alles vorzubereiten, zusammen mit den schrecklichen geflügelten Kreaturen, deren roter und schwarzer Leib langsam nieder gingen auf die Stadt der Bücher. Was mochten sie dort zuerst vernichten wollen?

Doch die gigantischen Körper senkten sich auf die Säulen und setzten sich darauf, dann sahen sie sich um, und dem Betrachter wurde klar, dass sie die Wächter des Ortes waren, nicht seine Tilger. Und ein jeder Besucher verstand, warum es keine mächtige Mauer brauchte, diese Stadt zu schützen, warum keine Legionen hier bereit standen, um die verschriftlichten Schätze dieses Ortes zu verteidigen.

Eine der beiden riesigen Kreaturen war ein Drache mit rotem Körper und einem gelangweilten Blick, die andere ein geflügelter, schwarzhäutiger Quarmar. Magische Wesen waren sie, das war bekannt. Sie tauchten in vielen Liedern und Erzählungen auf, sowohl der Drache Timberna, als auch der Quarmar Iliron.

Beiden sagte man wenig Gutes nach, ihr Erscheinen war nahezu immer mit Angst und Schrecken, mit Tod und Verderben verbunden. Was diese beiden wilden Raufbolde verurteilt haben mochte, auf eine kleine, entlegene Stadt aufzupassen, vermochte der Beobachter jedoch nicht zu sagen.

Nur, dass es sicherlich das Gegenteil von dem sein musste, was noch zu ihrer Definition von *Spaß* gehörte. Sie waren für andere Dinge bekannt als für Wache halten und friedlich irgendwo herum sitzen. Sie waren jedoch auch für genau diese Dinge schon eine sehr lange Weile von der Bildfläche verschwunden gewesen; die Götter ließen sich nicht alles gefallen, was ihre halbstarken magischen Kreaturen so anrichteten.

Die Dritte der grauen Säulen jedoch blieb frei; auf ihr saß niemand, keine schreckliche Gestalt, noch würde sie in der nächsten Zeit dort sitzen. Denn dies war der Platz des Fluches einer alten, versunkenen Stadt. Er war befreit worden und hatte, obschon es

sich nur um gesprochenes Wort gehandelt hatte, mit Hilfe der Götter der Welt Gestalt angenommen.

Der Fluch hatte jedoch eine Alternativgestalt, ein zweites Leben neben seiner Existenz als schrecklicher, gigantischer Rächer. In dieser Erscheinung wirkte er klein, zierlich, von ansprechender weiblicher Attraktivität, jedoch mit den schlagenden Argumenten einer kampferprobten Söldnerin. In der Stadt der Bücher jedoch war ihre Rolle eine andere: Sie war die Priesterin der Aísha, der Göttin des Tanzes, der Musik und Intelligenz des Tushu Udun, einer unter den Beleni der Welt sehr verbreiteten Religion. D

och Roya Muna, die von Globron stammte und dort die Entführung ihrer Schwester ganz allein gerächt, die als Söldnerin einen Aufstand beendet hatte und die als Diebin einen großen magischen Orden um ein Haar zu Fall gebracht hätte, saß gerade in ihrer Kneipe und hatte lieben Besuch. Jemand, dem sie viel zu verdanken hatte, war wieder vorbei gekommen. Einmal mehr, um mit ihr *um die Häuser zu ziehen*, wie sie es nannten.

Mirgom, Royas Partner, hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt, dass diese Frau in ihrem Haus ein- und ausging. Noch glaubte er, dass er jemals würde. Am Tisch saß, gekleidet wie eine Söldnerin, die Göttin Aísha selbst. Sie hatte zu Roya eine Beziehung aufgebaut, die beide Frauen *Freundschaft* nannten. Dem Krieger Mirgom war das unheimlich. Eine Göttin und eine Sterbliche, das ging eigentlich gar nicht zusammen. Die Kluft war einfach viel zu groß; und dennoch nahm Aísha sich fast schon regelmäßig die Zeit, in der Stadt der Bücher mit ihrer Priesterin trinken zu gehen.

Doch, und das musste auch Mirgom zugeben, die Leute in dieser Stadt waren nicht einfach nur irgendwelche Sterbliche. Alle Leute hier waren mit einem Fluch belegt, der sie dem Gegner gegenüber ein wenig *anders* erscheinen ließ. Roya war eine grauenvolle Gestalt von beeindruckender Größe, und nur seine Liebe zu ihr ließ ihn Roya mit menschlichen Augen sehen; Mirgom wäre bei so viel Magie eigentlich ausgerissen, heldenhafter Krieger hin oder her.

In diesem Gedankengang erwischte sich Royas Partner und verabschiedete sich lächelnd von den ungleichen Freundinnen. Er schlenderte durch die Gassen, zwischen den Häusern mit den glatten, glänzenden, dunklen Wänden hindurch, in das alte Zentrum des Ortes. Neben der Bibliothek stand ein unscheinbares Haus.

Auf das Untergeschoss mit den seltsam glatten, dunklen Wänden hatten die Bewohner ein hölzernes zweites Geschoss gesetzt. Nach seinem Klopfen öffnete ein großer Mann mit einer kurzen Tunika und einer ledernen, dunklen Hose. Sein langes, dunkelblondes

Haar hing offen hinunter, in seiner linken Hand hielt der Freund Mirgoms ein Buch.

„Leg das Ding weg, wir gehen trinken“, schlug Royas Partner dem Freund vor. Dessen Augen leuchteten kurz auf. *Trinken*, das magische Wort. Siyo'Djan Karmaq, Mirgoms Kampfgenosse aus vergangenen Tagen, legte das alte Buch auf den Tisch, an dem ein weiterer Mann saß, ein Magier mit kurzem, dunklem Haar und eher zierlich wirkender Gestalt, sprang geschickt in seine Stiefel und schlurfte dann hinter dem Freund her.

„Du wirst es nicht glauben, aber Nerrot meint, dass in diesen Schriften noch Dinge stehen, die wir alle bislang überlesen haben. Große Geheimnisse der Magie“, seufzte Siyo'Djan. „Früher war er fürs trinken, jetzt ist er völlig vergeistigt und liest nur noch. Er ist hier im Paradies und lässt das auch raushängen. Gerade so, als wäre das alles morgen vorbei und die Stadt würde wie ein Traum einfach verschwinden.“

„Musterschüler, das war er doch schon immer“, erwiderte Mirgom und grinste frech. „Hast du selbst erzählt. Warum wundert es dich also plötzlich, dass er sich nicht völlig ändert?“

„Ich weiß auch nicht“, überlegte Siyo'Djan. „Vielleicht, weil er es langsam überzieht.“

„Oder weil er dich dazu bringt, Texte noch einmal zu lesen, die du eigentlich auswendig drauf hast?“

„Ja, oder das“, stimmte der Magier nickend zu. Genau genommen hatten Siyo'Djan Karmaq und Nerrot Ni'Est zwei völlig unterschiedliche Ansätze von Magie. Während Nerrot ein richtiger Bücherwurm war und jede noch so unwichtige Schriftrolle auswendig lernte, verband Siyo'Djan die Magie immer mit dem Kampf. Die Spatha und der Spruch, das gehörte einfach zusammen.

Die Zukunft würde kampferprobten Magiern gehören. Oder magisch begabten Kriegerern, wie herum auch immer. Eines würde nicht mehr ohne das Andere gehen. Das war eine logische Konsequenz aus den Möglichkeiten, die sich den Lebewesen dieser Welt boten. Und gepriesen war dabei derjenige, der noch die Zeit zum Saufen fand.

Mirgom und sein magisch begabter Freund gingen zwischen den Säulen hindurch, auf denen der Quarmar und der Drache saßen und sich lautstark über die beiden *Winzlinge da unten* unterhielten. Ebenso lautstark berichtete Siyo'Djan da seinem Freund, dass er in einer uralten Schrift den Zauber gefunden hatte, mit dem die Götter Timberna dereinst für Jahrtausende in eine Felsenhöhle gezaubert hatten. Schon war Stille auf den Säulen, und Drache und Quarmar blickten über das Land, als fühlten sie sich nicht gemeint.

Vor dem Eingang zur Bibliothek standen drei Frauen, die irgendwie unglaublich gelangweilt wirkten. Die beiden älteren hatten eine vertraute Nähe zueinander, auch wenn eine wie eine Kriegerin, die andere wie eine Dienerin gekleidet war. Ihr nach außen getragener sozialer Unterschied war nichts weiter als die Position, die sich beide in dieser Gemeinschaft ausgesucht hatten.

In ihrer Jugend waren beide Adelige in der Stadt Ky Lā auf Kankaria gewesen. Dann war Shaniya, die Kriegerin mit der etwas dunkleren Haut, Händlerin geworden und hatte die Welt bereist, Sildja, die andere Frau, war zur Königin der Stadt ernannt worden und hatte sie einige Zeit mit stetig sinkender Lust regiert.

Genau so lange, bis sich ihr die Möglichkeit zur Flucht aus Stadt und Amt geboten hatte. Die Welt glaubte inzwischen, Sildja Lendiya sei verschleppt und möglicherweise ermordet worden, die Stadt Ky Lā hatte mittlerweile eine neue Königin und die Erinnerung an Sildja und ihr Schicksal verblasste zunehmend. Nur die schrecklichen Ereignisse, die diesen Machtwechsel begleitet hatten, würden noch auf Jahrhunderte in den Köpfen der Bevölkerung dieser Hafenstadt auf dem Kontinent Kankaria präsent bleiben.

Die dritte Frau, ebenfalls im Gewand einer einfachen Magd, und ebenfalls ohne Schuhe, wie Sildja Lendiya, war deutlich jünger, mit brauner Haut und glattem, schwarzem Haar. Ihre dunklen Augen leuchteten frech, als die beiden Männer vorüber gingen.

„Habt ihr nichts zu tun?“, fragte Mirgom und hielt dem Blick der jungen Frau stand.

„Es ist niemand in der Bibliothek, da macht es wenig Sinn die magischen Schriften vor der Luft um sie herum zu bewachen. Wir wollten ein wenig das Licht der Götter genießen, bis der nächste Reisende dann in unsere heiligen Hallen der Literatur kommt, um auch nur ein wenig zu studieren, und wieder nichts zu stehlen.“, ätzte Sulia, die junge Frau.

„Sklavin, deine Zunge ist so frech, dass sie dir eines Tages herausgeschnitten wird“, versprach Mirgom.

„Das würde verlangen, dass es jemand bis an mich heran schafft“, erwiderte die junge Venoa lächelnd, sich ihrer kämpferischen Fähigkeiten voll bewusst.

„Eldja Benāba soll das ja schon mal geschafft haben, weshalb du auch Sklavin und nicht Freie bist“, konterte Mirgom.

„Lang, lang ist's her“, erwiderte die junge Frau nur.

„Und unglaublich schnell kann dir das wieder passieren“, sagte Siyo'Djan nur. Dann wandte er sich an Mirgom: „Lass die freche Kröte jetzt in Ruhe, sie sucht doch nur Streit.“

„Gar nicht, ich verteidige mich nur“, erwiderte Sulia.

„Ob sie auch mal die Schnauze halten kann, selbst wenn niemand mit ihr spricht?“, tönte es von Mirgom.

Die beiden Männer gingen weiter, hinter sich hörten sie die drei Frauen einmal heftig lachen, aber beide seufzten nur und gingen einfach ihres Weges. Ihr Ziel war eine kleine Taverna, die sie auswählten, weil Roya und Aísha wahrscheinlich nicht herkommen würden. Sie trafen dort jedoch Iko Oreno, den Vater der *Familia*, der sich vor den beiden jungen Mädchen unter seinem Dach versucht hatte zu retten.

Ein Freund musst du ihnen sein, hatte er großspurig erklärt, so lange seine beiden Töchter klein und zahm waren. Nun, mit voranschreitendem Alter und sich entwickelnder Persönlichkeit, verpuffte sein Geschick im Umgang mit den kleinen Biestern und verwandelte sich in Resignation und Hilflosigkeit.

„Sag es nicht“, begrüßte ihn Mirgom lächelnd. „Ich habe auch wieder Besuch zu Hause.“

„Ja, aber deiner geht auch wieder“, konterte Iko nur und nahm einen großen Schluck aus seinem Becher.

„Deine Monster werden eines Tages erwachsen sein, und dann ist alles wieder gut. Aber meine Frau hat es mit einer Göttin. Das ist hier im Diesseits ein kleines Vorspiel, aber die Ewigkeit im Jenseits steht mir erst noch bevor!“, jammerte Mirgom.

„Du arme Sau“, sagte Iko nur breit grinsend.

* * *

Als von Königin Sayona Uon und dem Philosophen Siuqon Dan nur noch Bildnisse und Statuen auf den Plätzen von Sadjon Hun zeugten, kam die Kaiserin des Städtebundes auf die Idee, die Weisheit ihrer Religion auch den Völkern zu bringen, die noch unbeleckt waren davon.

Längst schon erlaubten die Gläubigsten unter ihnen nichts mehr zwischen sich und der Göttin und gingen barfuß, um allzeit die Mutter spüren zu können. Ganz so, wie es Shemqa Sioya in ihrem *Buch der Zeichen* beschrieben hatte. Da beschloss Ihre Weisheit, Kaiserin Biuda Jashoa, ihr Licht der Erkenntnis zu den Isheni von Logon Om zu tragen, einer Stadt zwischen den Metropolen Oin ajun und Shu'un Hun des Städtebundes.

Von der Hafenstadt Shu'un Hun aus marschierte das stattliche Heer der Onta über die schnurgerade Staatsstraße auf die nur wenig befestigte Stadt der Isheni im Osten. Die Bewohner wurden

vom massiven Auftreten der Armee vor ihren Toren überrascht. So viele Soldaten hatten sie nie zuvor gesehen. Die Stadt ergab sich kampflos, musste dann aber erkennen, dass es keine so gute Idee war, denn die Onta erwarteten die kollektive Konvertierung der Bewohner.

Das jedoch war in der Glaubenswelt vieler Isheni so gar nicht möglich. Bei einigen gab es keine Probleme, sie drehten ihr Fähnlein einfach nach dem Wind oder waren auch zuvor schon Anhänger einer Muttergottheit gewesen. Sie gingen als Gewinner aus der Situation hervor und übernahmen wichtige Posten in der Verwaltung, selbst wenn sie zuvor einfache Diener oder Mägde waren.

Das Gros der Bevölkerung jedoch weigerte sich, vom Nektar der Erkenntnis zu kosten. Auf genau diese Idee vorbereitet wurden die Bewohner von den Onta einfach in Ketten gelegt. Ein Teil verschwand im Kerker der Stadt, der Großteil der Bewohner jedoch wurde von Kriegern nach Shu'un Hun verschleppt, wo sie auf Galeeren verladen wurden. Sie wurden verkauft als Sklaven in aller Herren Länder, und niemals wieder hörte man von ihnen.

Der Erfolg gab Ihrer Weisheit Biuda Jashoa Recht; die neue Stadt machte sich in ihrem Städtebund hervorragend. So sollte die Idee der spirituellen Erleuchtung in das entlegenste Dorf getragen werden. In einem zwar schleichenden, jedoch nicht so ganz unabsehbaren Prozess, gingen bald alle Machtpositionen an Frauen über, wie die Prophetin Shemqa Sioya es angedeutet hatte durch ihre Hervorhebung der Position der Frau.

Die Erweiterung des Klosters Yassem Yadao war zur Lebensaufgabe Ihrer Weisheit geworden, und schon bald konnte sie einen hohen Wohnturm, wenig später auch eine gigantische Bibliothek und noch ein paar Jahre später einen kompletten neuen Flügel mit Zellen im Namen der Mutter allen Seins weihen. Schließlich wurde eine neue Klostermauer um den Komplex gezogen, eine fast schwarze, hohe Wand mit roten Zinnen, von Weitem schon Ehrfurcht einflößend, und aus der Nähe monumental und Respekt gebietend.

Kurz danach schloss Biuda Jashoa die Augen für immer. Ihre Tochter Soyiosa Ond übernahm den Thron, und sie ermöglichte der Äbtistin von Yassem Yadao, größeren Einfluss auf die Politik und das Leben des Städtebundes zu nehmen. Nach einigen Jahren gebar Soyiosa ihre erste Tochter. Das Mädchen wurde Biya'Ta genannt, eine seltene Blume, deren Duft von betörender Süße war.

Das Mädchen genoss alle Aufmerksamkeit des Staates und wurde ausgebildet, die neue Herrscherin über den Städtebund zu werden. Seit frühester Kindheit war das Mädchen gewohnt, Befehle zu ge-

ben und erwartete die bedingungslose Erfüllung ihrer Wünsche. Das ging so schnell in Gewohnheit über, dass manchmal die Grenzen zwischen Dienerschaft und Mutter verwischten, und Biya'Ta den falschen Ton gegenüber der Regentin wählte.

Dafür wurde sie geschlagen, um zu lernen, dass der Königin der Respekt in *jedem* Fall entgegen zu bringen war, ob man nun glaubte, ein geburtsmäßiges Anrecht auf den süßen Keks oder das Stück Schokolade zu haben oder nicht.

Soyiosa ließ Biya'Ta nicht gern züchtigen, doch sie musste einfach lernen, dass, was immer auch ihre Position sein mochte, immer noch jemand über ihr stehen würde. Und wenn es die Göttin war, die Mutter allen Seins. Dass sie gläubig war, bewies Biya'Ta jedoch täglich. Ihre Gebete waren voller Ehrfurcht, richteten sich immer persönlich an die Mutter allen Seins und betonten ihre eigene Unwürdigkeit, diese Unterhaltung zu führen. Soyiosa Ond musste gestehen, stolz zu sein auf diese Tochter, die ihr eine würdige Nachfolgerin sein würde.

* * *

Kytien von Dreibrücken fühlte sich gelangweilt. Die Menschen in der düsteren, nach einer unverhältnismäßigen Mischung aus Bier und Rauch riechenden Taverna waren es, die ihn langweilten. An den niedrig wirkenden Tischen hockten sie, einige standen in den dunklen Ecken, ein jeder mit dem Krug in der Hand. Kytien befand sich nahe der Theke, hinter der ein kleiner, dicker Wirt herum wirbelte und es immer schaffte, die Wünsche seiner Gäste sofort zu erfüllen. Die jedoch nahmen das als gegeben hin, genau wie Kytien es auch tat. Das war hier halt so in dieser Taverna. Kytien sah sich wieder um. Ihre Gespräche drehten sich um banale Themen, und einige Leute gab es, die wichtigtuerisch prahlten. Innerlich verdrehte Kytien die Augen.

Der Mann mit dem dunklen, an den Schläfen bereits langsam ergrauenden Haar und den grünen Augen entstammte einer einflussreicheren Schicht, war kein Arbeiterkind, gehörte jedoch auch nicht zur Elite der Stadt. Noch würde er wohl jemals. Zwar hatte er in den Kreisen der Lehrer, Baumeister und Advokaten verkehrt, doch hatten seine Studien ihn zu nichts weiter gebracht als zu den Göttern des Cydjiq, und so war er Priester des Ulus geworden, jenes Gottes, der als Gegenspieler der Ilva, Führerin des Geschlechts der Cydjitar, das Oberhaupt seines eigenen Clans war.

Ulus gehörte der Familie der Herdjagh an. Von allen Religionen der Welt war das Cidjiq wahrscheinlich der einzige Glaube, der der Weltanschauung des Ssremt-Ordens diametral gegenüber stand. Unterteilten die Brüder und Schwestern des Ordens noch strikt und betonten sie das mit jeder Zeremonie zu Ehren ihrer Götter, so gab es im Cidjiq kein so strenges Gut-Böse-Klischee.

Die Gläubigen machten alles situationsabhängig, stellten immer auf die gerade vorliegenden Gegebenheiten ab. Nach ihnen richteten sie alles aus, unterwarfen sich eher einem Urteil des Umfelds. Ihre Götter lebten nicht betont friedlich mit ihren Kindern zusammen, sondern die Familien der Herdjagh und Cidjitar bekämpften sich in ihrem kleinen Dorf immer auf irgendeine Weise.

Kytien lebte in Dreibrücken, einem Ort im Westen von Apkalg. Die kleine Stadt lag an den Ufern des mächtigen Flusses Issidjo, nördlich von Logom On. Aus irgend einem Grund waren die drei mächtigen Königsgeschlechter längst vergessener Zeiten, in denen der Ort noch von überregionaler Bedeutung gewesen war, der Meinung gewesen, sich selbst ein unglaubliches Denkmal architektonischer Potenz setzen zu müssen. Sie hatten breite, prunkvolle Brücken über den mächtigen Strom bauen lassen, deren einstiger Glanz sicherlich verblasst war, deren die Gewalten der Fluten bezwingende Stärke jedoch geblieben war.

Majestätisch überspannten die drei breiten Brücken den tiefen, schnell fließenden Fluss. Ihr heller Stein kontrastierte mit dem dunklen Boden, der überall war, den dunklen Mauern der Stadt und dem dunklen Blau der Fluten des Issidjo. Nur die weiße Gischt, die von Untiefen zeugte, von Steinen, die nicht weit unter der Oberfläche das Wasser zu ungewollter Richtungsänderung zwangen, harmonisierte mit den drei hellen Monumenten der lang vergessenen Zeit.

Die Annalen der Stadt berichteten, dass es fast genau 20.000 Jahre zurück lag, als die letzte Brücke unter dem *Isditen* Oljan Oljuv errichtet wurde. Kytien hatte gelesen, was noch in den Archiven gelegen hatte. Viel war das nicht mehr, denn die Zeit nach der Herrschaft der Oljuvi war eine *Dunkle Periode* gewesen, wie die Geschichtsschreiber die Zeit des Krieges gegen das Heer Tumnata nannten.

In dieser Zeit war vieles ein Opfer der Flammen geworden. Geschriebenes, Gebäude, Gelehrte – einerlei; ein blinder Hass tobte, eine Welle der Vernichtung ergriff so viele Dinge. Erinnerungen wurden ausgelöscht, die Dunkelheit mochte es nicht, wenn zu viele schöne Gedanken versuchten, sie zu erhellen.

Als die Götter zusammen mit den Überlebenden es schließlich geschafft hatten, den Schrecken zu beenden – und es war dieses Mal wirklich nicht ohne die Hilfe der Herren Drurkas gegangen, auch so schon war es ein Treniyaischer Sieg², den sie errungen hatten – waren die Erbauer der Brücken im Dunkel der Vergangenheit versunken, und nur ihre Monumente zeugten von ihrer einstigen Existenz. Doch die Dunkelheit war besiegt, und das Ewige Licht der Götter konnte wieder auf die Welt scheinen.

Diese Schlacht lag nun 15.895 Jahre zurück. Die Welt hatte sich nicht nur erholt von diesem Ereignis, sondern es weitgehend vergessen. Kytien hatte versucht, die Zusammenhänge zu verstehen, war jedoch an die Grenzen und auf das gestoßen, was er selbst *historische Filter* nannte. Worte waren falsch übersetzt worden, Dokumente waren verschwunden – die reinigende Kraft des Feuers hatte auch den Sinn ganzer Schriftrollen hinfort gewischt.

Es gab den Hinweis, dass die Oljuvi sehr enge Beziehungen unterhielten zu einem Stamm oder Clan oder einer Gruppe, die sich *Lirsaq Ushdur* nannte. Schwer zu sagen, was das wirklich bedeuten mochte. Das ließ sich ebenfalls nicht weiter verfolgen, wie fast alles andere war auch der Ursprung dieser rätselhaften Lirsaq Ushdur verschwunden. In keinem Dokument nach der *Dunklen Periode* tauchten sie auf.

Was es dagegen gab war die Sage, dass die gegenwärtigen Herrscher von Dreibrücken das Blut der Oljuvi in sich trugen. So leiteten sie ihren Anspruch auf diese Stadt ab, und so hatten sie sie der-einst wieder besetzt, nachdem sie fast zerfallen war. Die Quellenlage war wirr, sprach manchmal davon, dass die Königsfamilie hatte fliehen müssen, dass sie von Mojenaprolfad zurück gekommen war, dann wieder davon, dass sie eine Weile als Sklaven gelebt und dass sie in den Bergen Apkalgs Zuflucht gefunden hatten.

In jedem Fall hatte es mit Verfolgung zu tun, aber wirkliche Ordnung und einen Sinn hatte der Priester nicht hinein bringen können. Anfangs war es jedoch sehr spannend gewesen, und fast hätte Kytien gedacht, er könne eine Tür in eine längst vergangene Zeit aufstoßen, doch das ging vorbei. Je mehr Probleme sich auftürmten, je unüberwindlicher sie wurden, um so weniger Begeisterung konnte er für die Zeiten aufbringen, in denen eine andere Schrift, eine andere Sprache und ein anderes System geherrscht hatten. Es war schließlich unmöglich geworden, sich dem damaligen Volk,

2 Noch heute wird von einem Treniyaischen Sieg gesprochen, wenn zwar ein Ziel erreicht wurde, der Preis dafür jedoch unverhältnismäßig hoch war.

der damaligen Herrschenden und ihrem gesellschaftlichen System zu nähern. Das war in etwa so, wie eine Sprache anhand eines kurzen Textes lernen zu wollen. Er fand viel zu wenige Informationen, und von denen waren die meisten nicht gesichert.

Und so hatte er sich den Religionswissenschaften zugewandt. Ein weites Feld, da diese Welt eine fast unüberschaubare Anzahl von Religionen und Kulturen, sowie deren regionale Variationen aufweisen konnte. Da seine magische Begabung gegen Null konvergierte, stand in seinen Augen von Beginn an fest, dass es eine der nicht-magischen Religionen sein würde, der er sich schließlich hinwenden wollte.

Es machte in seinen Augen keinen Sinn, sich den großen Zaubern dieser Welt zu widmen, wenn man sie selbst niemals würde sagen können. Das war wie Schokolade machen, ohne die Geschmacksnerven dafür zu haben. Intuitive Arbeit, die man immer nur von außen beobachten und niemals selbst erleben konnte.

Seine Studien streiften sodann auch die Glaubensschriften, die sich mit dem Zauber befassten, nur am Rande. Da für Kytien das *Cydjiq* der tatsächliche Spiegel des Lebens auf der Welt war, nahm er diese Religion schließlich an, verfasste Schriften dazu und wurde so Priester in einem Tempel des Ulus in seiner Heimatstadt Dreibrücken. Ursprünglich war Aísha vom Tushu Udun seine Göttin gewesen, und noch immer gedachte er ihr, zündete Kerzen für sie an und brachte ihr Opfer. Doch Ulus wurde zu seinem Schutzgott.

Die Welt bestand nicht aus fröhlichem Tanzen und wortgewandten Diskussionen, sondern leider nur aus Streit und Kampf. Aíshas Religion war schön, aber sie zeigte nur angenehme Seiten der Welt, die schönen Künste und die Lehre. Solche Erlebnisse gab es zwar auch auf der Welt, oft sogar im Leben des Einzelnen, viele Geschöpfe jedoch kannten nur sehr wenig Freude und dafür umso mehr Leid.

Das System der Gesellschaft baute darauf auf, dass es vielen Leuten sehr schlecht ging, damit einige wenige gut leben konnten, und es war oft eine Gnade der Geburt, auf welcher Seite man stand. Selbst im kleinen Dreibrücken prallten diese völlig verschiedenen Welten aufeinander, ohne jedoch zu kollidieren. Ein Widerspruch in sich, eine *Contradictio*?

Mitnichten. Ohne die Berührungspunkte dieser *Welten*, wie Kytien sie nannte, würden beide nicht funktionieren. Die Freien konnten ohne ihre Sklaven und Leibeigenen nicht existieren, nicht als Freie in dem Sinn. Sie müssten einiges von ihrer Arbeit selbst machen. Das fing damit an, dass kleine Prinzen sich den Hintern selbst abwischen mussten.

Eine Unvorstellbarkeit, musste der Stammhalter doch schon das Geschäft selbst erledigen und sich über Gebühr anstrengen. Fast schon wie ein niederer Bürger. Arbeit war schließlich verpönt unter den reichsten und mächtigsten Herrschaften der Welt.

Der Priester war sicher, dass sie ein System ausklügelten, das auch den Stuhlgang eines Tages auf einen Sklaven projizieren würde. Die verdaute Nahrung würde einfach vom prallen Bauch des Prinzen in den ausgemergelten Körper einer armen Sau wechseln, die dann drücken durfte. Bei Entstehung dieser Idee – in einer Taverna, wo sonst hat man schon solche Gedanken? – war das noch lustig bis lächerlich gewesen. Nach dem Ausnüchtern jedoch dankte Kytien seinem Schutzgott Ulus, dass ihm und seiner Familie solch ein Schicksal erspart bleiben mochte.

Sie lebten nicht schlecht, er war als Angehöriger der Priesterschaft von Dreibrücken ein angesehener, wenn auch nicht reicher Mann, und es mangelte ihnen an gar nichts, außer der tatsächlichen Freiheit, zu gehen, wohin es ihnen beliebte. Seine Frau stammte aus einem kleinen Ort jenseits des Feddiram-Flusses und wollte wieder in diese Richtung zurück ziehen. Doch sie waren für die erste Zeit an Dreibrücken gebunden, was Kytien nicht ganz unrecht war. Dies war seine Heimat, und hier wollte er nach Möglichkeit bleiben, es sei denn, ihm würde sich die Chance bieten, in eine der Metropolen der Welt zu gehen.

Doch so weit war es noch lange nicht. Die überall schwelenden Konflikte und Eroberungen der Beleni von Kankaria ließen auch nicht daran denken, dass dieser Tag jemals kommen würde. In diesen Momenten musste der Priester immer wieder daran denken, was der Kult der Aísha predigte, verglichen mit dem, wie es tatsächlich aussah auf der Welt. Und einmal mehr beglückwünschte er sich zu dem Entschluss, eine neue Schutzgottheit gewählt zu haben, einen Gott, der Konflikte mit Gewalt zu lösen bereit war und sie nicht austanzen oder niederdiskutieren würde.

Eines Tages, war Kytien sicher, würden die Bewohner der Welt so weit sein und Aíshas Botschaft tatsächlich verstehen. Doch dieser Tag, so schätzte er, lag in unerreichbarer Ferne. Viele hundert oder gar tausend Jahre würden vergehen, bevor die Völker, die sich unversöhnlich gegenüber standen, zu dieser Einigung bereit sein konnten. Wahrlich noch ein weiter Weg.

* * *

Der junge Mann mit dem langen grauen Wollumhang hatte auf seiner Wanderschaft schon einige seltsame Dinge gesehen. Die Onta auf den Straßen schüchterten die übrigen Bewohner massiv ein. Doch je weiter er in den Westen vordrang, um so gemischerter wurden die Krieger, die immer in den Farben des Städtebundes, in purpur-dunkelblauen, längst geteilten Wappenröcken gekleidet waren und ihre Bürger, die alle grüne, lange und sehr schlichte Tuniken ohne Ärmel trugen, drangsalierten.

Der Mann mit dem Langbogen, den er wie einen Wanderstab benutzte, beobachtete, dass es sehr wohl Bürger gab, die verschont blieben. Die trugen dann helle Gewänder, in beige, gelb oder gar weiß, selten mal lange Roben in einem wundervoll anmutenden Purpur mit eingewebten Verzierungen verschiedener mythologischer Lebewesen.

Alle Wachsoldaten trugen Lanzen, Sax, Axt und Schild, nur Schuhe trugen sie nicht, was mit ihrer Religion zusammen hing, wusste der Reisende. Die von den Kriegern bedrängten Leute, nie Onta, immer Isheni, Beleni, Retisa oder Harjassi, dagegen gingen fast ausnahmslos mit Schuhen, Stiefeln oder Sandalen. Er besah sich die Krieger, die Kettenhemden trugen, darüber jedoch den zweigeteilten Waffenrock. Die für den Träger linke Seite war purpurn, die Farbe ihrer Weisheit, der Königin – oder war sie sogar eine Kaiserin? – des Städtebundes, die rechte Hälfte des Gewandes dunkelblau, was die Farbe der Prophetin und somit des Glaubens war.

Wie konnte eine Naturgottheit wie die Shu hinter diesen Übergriffen stehen? Waffengürtel für Schwert, Messer und kleine Äxte rafften die Gewandungen der Soldaten in der Taille und liefen quer über ihre Brust. Die Gürtel waren eine zusammenhängende Garnitur; Riemenverteiler vorn und hinten, etwa auf Höhe des linken Hüftknochens, verbanden den Schulterriemen mit dem Gürtel.

Eine interessante Tracht, fand der junge Reisende. Sein Schultergurt war ein separater Riemen, genau genommen ein zweckentfremdeter Gürtel. Sein Sax hing daran, mit dem Hüftgürtel, der die übrigen Trachtbestandteile wie Lederbeutel und Gürteltasche hielt, war er jedoch nicht verbunden. Dafür ließ er sich ablegen, und die nicht wirklich körperbetont geschnittene Tunika fiel nicht wie ein Sack, weil sie weiterhin von einem Riemen gehalten wurde.

Zorioq Bedeshaqq, der Mann mit dem langen, grauen Umhang, war Isheni, Anfang 20 und hatte kurzes, dichtes, mittelblondes Haar und tiefliegende blaue Augen. Er trug ein schlichtes beigefarbenes Beinkleid, und eine ebenfalls beigefarbene Tunika, die mit einem schmalen, naturfarbenen Lederriemen gegürtet war und seine schlanke Taille betonte.

Sein Schild, der keine Farben besaß und einfach nur aus Holz bestand, war auf seinen Rücken geschnallt, unter dem weiten Mantel. Auf den ersten Blick wirkte er, als habe er einen Buckel oder ein anderes Leiden am Rücken, Krieger jedoch erkannten sofort, dass er einen Schild dort trug. Und sie erkannten noch etwas: Der Mann mit dem Mantel musste zum Ssremt-Orden gehören.

Nun war diese Kongregation zwar hochangesehen unter allen anderen magischen Religionen, diese Glaubensgemeinschaften respektierten sich in der Regel per se, doch die monotheistischen Natureligionen, allen voran das Qirgan Shu, akzeptierten die Magie nicht. Sie negierten nicht ihre Existenz – das vermochten nur die Beleni von Kankaria bis zu einem gewissen Grad – doch sie konnten ihre Elemente auch nicht als Teil ihrer Praktiken anerkennen.

Das nämlich würde bedeuten, sie akzeptierten neben ihrer – einzigen – Gottheit ebenfalls die Existenz der Göttin Yaja, die die Zaubereien den Kreaturen der Welt dereinst brachte. Und das war eine Kontradiktion. Erst viel später entschieden sich verschiedene Religionen, die Yaja als eine Prophetin anzusehen und ihre magischen Geschenke in den Glauben zu integrieren.

In diesen Tagen jedoch war das Qirgan Shu noch sehr weit entfernt von der Akzeptanz anderer Glaubensgemeinschaften. Es stand dieser Möglichkeit quasi diametral gegenüber. Den meisten der Krieger auf der Straße war klar, dass es eine sehr dumme Idee sein würde, einen Angehörigen des Ssremt-Ordens anzugreifen. Zu groß war ihre Kampfkunst, von der weithin berichtet wurde.

Und doch durfte es sie nicht geben ...

Ssremt-Orden hin oder her, Zorioq gehörte dem an, was *äußerer Kreis* genannt wurde. Er konnte genau so wenig zaubern wie die Onta es konnten, war einfach ein guter Kämpfer und lernwillig. Das stand jedoch nicht auf seiner Stirn. Mitglieder des Ordens, gleich ob große Magier oder nicht, zogen fast ausnahmslos mit einem Langbogen und einem Schwert bewaffnet und in einen langen grauen Mantel gehüllt durch die Lande.

Nie war jemand von ihnen überwältigt worden. Zorioq, der die Verhältnisse auf den Straßen beobachtete, fühlte sich unwohl und fand die Idee, *mal eben* vom Tempel aus durch das Land der Onta zu den Meventur zu reisen, nur um eine Schriftrolle zu kopieren, plötzlich sehr töricht.

Schiff, dachte er grimmig bei sich, *ich hätte ein verdammtes Schiff nehmen sollen.*

Das half jedoch nichts, er war mittlerweile genau so weit vom nächsten Hafen entfernt wie von seinem Ziel. Das lohnte sich nun

gar nicht mehr. Es hatte sich jedoch von Beginn an schon nicht gelohnt, da eine Passage weit mehr als doppelt so teuer war wie der Landweg. Berenser Lanvos, der Vater seiner *familia*, hatte sich gegen die Segeltour entschieden.

Auch wenn die Rolle, die es zu kopieren galt, wichtig war, für ihre Studien ebenso wie für alle magischen Ordensgemeinschaften, die finanziellen Grenzen der Kongregation ließen nun einmal nicht jede Option zu. Dass da Optimierungsspielraum war – sehr viel Spielraum – würde niemand bestreiten wollen. Nicht jeder Orden hatte große finanzielle Mittel.

Zorioq ging weiter über die ausgebauten, nahezu geradlinig verlaufende Staatsstraßen mit der nahezu ebenen Pflasterung, über ihm berührten sich manchmal die Blätter oder gar Äste und ließen den Weg dunkler werden. Es war ein interessanter Mischwald, der hier die Straße säumte. Laubbäume standen zusammen mit Nadelhölzern am Wegesrand und boten ein abwechslungsreiches Bild.

Drijon, das meist bodendeckende Strauchgewächs in den Wäldern, suchte man hier vergebens, es vertrug sich nicht mit den Nadelbäumen und ließ anderen Pflanzen Platz, hier zwischen den Bäumen zu ranken und es einem Wanderer nahezu unmöglich zu machen, sich für eine körperliche Erleichterung hinter die Bäume der Straße zurück zu ziehen.

Doch, und das musste jeder Reisende anerkennen, gab es hier am Wegesrand derart viele Rastmöglichkeiten, dass wilde Lagerplätze unnötig waren. Auch die Notdurft konnte bis zur nächsten Herberge oder Taverna warten, wo der Reisende sich dann der Zivilisationsstufe angemessen entleeren und danach wieder befüllen konnte.

Es war auch nicht wirklich ratsam, sich hinter die Bäume zurück zu ziehen; viele Wanderer waren schon verschwunden. Nie wieder war eine Spur von ihnen gefunden worden. Wilde Geschichten rankten sich um Lebensformen, die in den Wäldern lebten, gar nicht so weit entfernt von der befestigten Straße, wo sie ihre Nahrung finden konnten.

Viel wahrscheinlicher war natürlich, dass einige der Pflanzen giftige Dornen hatten, die auch einen Erwachsenen noch töten konnten. Oder auch nur paralisieren, völlig egal. Irgendjemanden würde es schon geben, der sich den Körper dann, leblos oder nicht, als Mahlzeit einverleibte. Daher gingen die Reisenden, manchmal auch mit verkniffenem Gesichtsausdruck, auf der Straße und nutzten alle die dafür vorgesehenen Einrichtungen der Gaststätten am Wegesrand.

2. Kapitel

Bed'Na Ond hatte immer geglaubt, eine schreckliche Kindheit gehabt zu haben. In den ersten Jahren ihres Lebens kam sie mit der älteren Schwester noch gut aus; kindliche Spielereien, sich selbst regulierende Streitereien und nur ganz selten aufblitzende Versuche, die gesetzten Grenzen auszuweiten charakterisierten diese Phase ihres Lebens.

Doch das änderte sich als klar wurde, dass die Ältere auch die bei weitem Intelligenterere von ihnen war. Biya'Ta Ond war ausgebildet, Königin und sogar Kaiserin des gesamten Städtebundes zu werden. Sie brachte all die Voraussetzungen mit, um in der Gesellschaft der Onta im Südwesten Apkalgs eine wirkliche Anführerin zu sein.

Bereits mit zwölf hielt sie eine viel beachtete Rede zur Rolle der Frau als Mutter – und damit als Oberhaupt – von Familie und Staat und brachte es auf den Punkt: Die Familie war die kleinste Zelle des Staates. Wie in einem großen Gebäude bauten die Familien aufeinander auf, Raum für Raum, Zelle für Zelle, um eine immer größere Einheit zu bilden.

Diese Einheiten, in ihrem Bild sowohl Gebäude als auch Gemeinschaften, schlossen sich zu Städten zusammen, die sich vernetzten mit ihrem System von Straßen und dem Städtebund, der zum Wohl ihres Volkes und der Göttin Shu allen Wohlstand und hohe spirituelle Reife bringen sollte.

Während für Biya'Ta logisch folgte, dass diese spirituelle Reife, von der sie gesprochen hatte, für jeden einzelnen über das Gebet, über den eigenen Glauben zu erreichen war, erkannte Bed'Na, die kleine Schwester, darin für sich die Aufforderung zur Mobilmachung. So wie sie den Konflikt mit Biya'Ta am liebsten mit der Waffe in der Hand lösen wollte, so sah sie auch die Zwangskonvertierung Andersgläubiger als akzeptable Alternative an. Der sanfte Kurs und der Erfolg der älteren Schwester ließen Bed'Na Ond verbittern und immer zorniger werden. Schon kleinste Gesten und belanglose Anmerkungen brachten ihr Blut zum Kochen.

Es hatte jedoch einige Jahre und den Beistand der Hohepriesterin verlangt, der Bed'Na sich eines Tages öffnete. Umoa Dan, die den Tempel der Shu in Sadjon Hun leitete, erkannte in der gewaltbereiten jungen Frau, die mittlerweile 16 Jahre alt war, die perfekte Verbündete. Auch sie legte die Schriften anders aus. Dazu kam, dass es eine Neuinterpretation einer Schrift der Prophetin Shemqa Sioya aus der Klosterschule Yassem Yadao bei Sadjon Hun gab.

In diesem ausgebauten ehemaligen Gutshof, einer *villa rustica* unweit der Stadt, die einem wohlhabenden Bürger gehört hatte, dessen Frau bei ihrem Tode alles dem Philosophenkreis Yadao vermacht hatte, saßen – ähnlich wie bei den Sa-i-Tse auf der anderen Seite des Kontinents in der Schule Preshed Emes – verbitterte alte Leute zusammen und suchten nach Bestätigung ihrer hasserfüllten Ansichten. Lange, viel zu lange in ihren Augen, hatte es gedauert, bis sie die Textstelle gefunden hatten, die ihnen half, ihre kranke Sicht der Welt verbreiten zu können.

Kurz nach ihrer Ankunft in Oshqa Hiaya hatte Shemqa Sioya das Leben der Dynasten, der leiblichen Kinder der Göttin, beschrieben. Unter dem Eindruck des Tempelbezirks und der Umwehrung der Stadt entstand ein Werk von düsteren Prophezeiungen. All die Geschwister, die Kinder der Shu, die gleichsam völlig verschieden waren, denn sie stellten die Begründer der so unterschiedlichen Rassen dar, entfernten sich langsam voneinander.

Schon bald gingen sich die Kinder und Enkel der Göttin Shu aus dem Weg. Einige von ihnen wandten sich ganz ab von der Mutter und ehrten sie nicht. Kryptisch hatte die Prophetin Gründe vorgeschoben, die auf den ersten Blick wie das hilflose Raten eines jungen Mädchens wirkten.

Unvorstellbar, die Macht der Mutter nicht erkennen zu können, wo die Zeichen dafür doch aller Orten waren. In der Bibliothek des Klosters Yassem Yadao dokterten sie herum an diesem Zweiten Buch der Prophetin. Was nur mochte Semqa Sioya in den ungewöhnlichen Zeilen verschlüsselt haben?

Wie Schuppen war es ihnen eines Tages von den Augen gefallen. Die Prophetin kannte dort im Südwesten des Kontinents Nadej womöglich keine göttlichen Flüche, hatte vielleicht nie etwas vom *Asvert*, wie sie diese Verwünschungen im Osten Kankarias nannten, gehört.

Shu selbst hatte die Dynasten bewusst unterschiedlich konzipiert, es musste ihr Wille gewesen sein, dass diese Gruppen ihren Fortbestand hatten, genau in dieser Artenvielfalt. Empfang nun jedoch eine Ontafrau ein Kind eines kleinwüchsigen Su Fra, war das Kind verflucht. Die Eltern hatten sich über die Entscheidung der Shu gestellt und ein Leben gezeugt, doch dieses Kind wäre für alle Zeiten mit einem Fluch belegt.

In der Regel wurden diese Kinder nicht alt, und wenn doch einmal, so bewohnte die Intelligenz höchstens eine spartanisch eingerichtete enge Klosterzelle. Sie waren kaum in der Lage, einfachste Arbeiten zu verrichten und, allein auf sich gestellt, nicht überlebensfähig.

Nüchtern betrachtet war das einfach so; Shu hatte entschieden, dass ihre Kreation nicht durcheinander gebracht werden sollte und dem eine Art von Riegel vorgeschoben. Dass es so einfach nicht war, erkannte man schnell, es bedurfte keine lange Zeit der Recherche oder des Suchens. Wenn man suchte.

Das jedoch taten nur sehr wenige Bewohner von Drurka. Schon gar nicht die Onta, die etwas ganz anderes beweisen wollten. Sie stellten etwas Ähnliches wie eine Theorie auf, deren Grundlage eine Art von unsichtbarem Mechanismus, das *Yao*, war. Ihn stellten sie neben die Seele, die auch nicht sichtbar war, als eines von drei göttlichen Elementen. Gleich einem Dreiklang, einem Akkord, mussten auch diese drei Elemente in Harmonie zueinander stehen. Fehlte es an einem, gab es nur wenig Aussicht auf Hilfe.

Ein Arzt konnte dem Körper in einigen Fällen helfen. Selbstverständlich nur bis zu einem gewissen Grad, darüber hinaus war die Harmonie der drei Elemente dann jedoch gestört. Die Seele konnte Trost und auch Heil finden in der Zuwendung und Ansprache an die Shu, wie Shemqa Sioya sie in ihrem Dritten Buch, welches schlicht mit *Gebete* betitelt war, ausformuliert hatte. War jedoch das letzte Element, jener unsichtbare Mechanismus eben, nicht in Ordnung, war die Kreatur verloren. Nur die Göttin selbst konnte das wieder richten, sollte sie das wirklich wollen.

Aus dieser Theorie – die sich durch nichts würde beweisen lassen, außer durch sich selbst, in einer Art Zirkelschluss – folgerten die Schwestern im Kloster dann, dass jene Lebewesen, die Weisheit und Macht der Shu nicht anerkennen wollten, das de facto gar nicht konnten, weil ihr Yao gestört war.

Dadurch waren sie unfähig, die Welt zu begreifen und hatten ein ähnliches Schicksal wie jemand, der keine Augen hatte und so Farbe nicht begreifen konnte. Sie entwickelten Theorien, wie sich das diagnostizieren lassen würde, einen Therapieansatz und folgerten später messerscharf, dass die anderen Götter nur angebetet wurden, weil es so viele Leute mit einem schlechten Yao gab. Die Götter mussten verschwinden, und die Leute mussten verschwinden. Erst einmal hier aus dem Südwesten von Apkalg, dann würde man weiter sehen müssen.

Die vierzigjährige Uoma Dan, eine langsam ergrauende Schülerin des Klosters Yassem Yadao, unterrichtete Bed'Na alsbald in der vertieften Lehre der Shu, wie ihr Kloster sie entwickelt und schon implementiert hatte. Innerhalb weniger Jahre übernahmen die anderen Kloster und Tempel diese Theorie. Sie vereinfachte so viel und erklärte alles.

Kritik an dieser Idee wurde gar nicht laut. Shu war die einzige Göttin, was gab es da für Alternativen? Die junge Prinzessin, die zeitlebens eine solche Würde bleiben müssen, saugte dieses Wissen auf wie ein Schwamm. Plötzlich war alles so einfach. Alles wurde klar. Sie *verstand* plötzlich die Welt und alle Zusammenhänge, es lag vor ihr wie ein offenes Buch.

Wer bremsend wirkte waren die amtierende und die angehende Königin, Soyiosa und Biya'Tan Ond. Ihnen fehlte die Einsicht, dass es so einfach und logisch war. Woraus unweigerlich folgte, dass ihr Yao nicht in Ordnung sein konnte. Vielleicht nur ein wenig im Ungleichgewicht, denn sie akzeptierten die Shu als einzige Göttin, sie konnten ihre Macht erkennen.

Doch konnten sie das wirklich? Sahen sie die wahre Macht der Mutter tatsächlich? Oder verhielten sie sich lediglich opportun, um hier die Macht behalten zu können, ohne wirklich hinter allen Entscheidungen der Göttin und des Klosters zu stehen? Fragen über Fragen stürmten auf das Mädchen mit dem langen, glatten schwarzen Haar ein.

Sie zog sich eine Weile zurück und grübelte über all diese und noch viele weitere Fragen nach, versuchte die Zeichen im Lichte der neuen Erkenntnis zu deuten. Sie beschäftigte sich lange damit, und wirklich intensiv, denn es war ein großer Komplex mit Fragen und daraus folgenden Handlungen, die sie zu überdenken hatte.

Sie nahm eine eigene Kopie der Schriften der Shemqa Sioya mit sich und schloss sich in ihr einfach eingerichtetes Zimmer ein. Sie hatte nichts weiter als einen großen Schreibtisch, an dem sie immer lernte, ein großes Bett, eines der besten Betten, die auf der gesamten Welt zu bekommen waren, und einen Schrank mit einigen Kleidern und sehr privaten Dingen.

Den Rest schleppte ihre persönliche Zofe, eine junge Sklavin, jeden Tag heran, und sie räumte auch immer alles wieder weg. Nun blieb dem Mädchen nur, der Herrin Essen und Wasser zu bringen. Denn die junge Prinzessin las in den Schriften der Prophetin und machte sich unleserliche Notizen, die für sie selbst möglicherweise einen Sinn ergaben, die Außenstehende jedoch lediglich verunsicherten und im Unklaren darüber ließen, was die Prinzessin tatsächlich tat.

Bed'Na notierte sich Textstellen und Sätze der Prophetin, die einer Deutung bedurften, und die von den Priesterinnen als Zeichen angesprochen wurden. Seit Jahrhunderten schon arbeiteten sie daran, und niemandem war eine Erklärung für einige Dinge geglückt. Doch Bed'Na war sicher, hierin eine prophetische Anweisung zu

finden, was sie zu tun hatte, in dieser schwierigen Situation. Schließlich ging es um ihre Mutter, die schwach war.

Sie war möglicherweise nicht in der Lage, die Wege der Mutter allen Seins zu beschreiten und wie ihre Vorgängerin zu erkennen, dass die Ungläubigen ausgelöscht werden mussten, um die Götzen von dieser Welt zu verbannen.

Shemqa Sioya verwies im Beginn des dritten Teils ihres Fünften Buches ganz deutlich auf die Möglichkeiten der Fehlinterpretation; manchmal sah man etwas und *wollte* es in einer bestimmten Art gedeutet haben, weil das bequemer war. Doch die Prophetin erklärte ganz deutlich, dass es nicht so sein musste.

Sie forderte zum kritischen Hinterfragen des Zeichens auf, sei doch das Zeichen nur ein einzelnes Zeichen, und daraus eine komplette Aussage zu erschließen musste nicht einfach sein. Viele Möglichkeiten der Interpretation mochte es geben. Die bequemste Erklärung musste nicht automatisch richtig sein. Falsch gedeutete Zeichen waren keine singuläre Erscheinung der Weltgeschichte, wusste Shemqa Sioya.

Sie fragte sodann, warum daraus nicht gelernt wurde, warum niemand adäquat reagierte, oder einfach einmal anders. Sie stritt nicht ab, dass es einfach war, ein simples Zeichen zu deuten, doch sie forderte die Gläubigen auf, es trotzdem immer zu versuchen. Die junge Prinzessin listete die Zeichen untereinander auf und musste zugeben, dass sie nicht eindeutig waren. Aber eben doch fast.

Das war der Moment, in dem Bed'Na Ond einen folgenschweren Entschluss fasste.

* * *

Niemand in *shantaq arsat*³, der Metropolis der Sa-i-Tse im fruchtbaren Tal *mirmes*, hatte *mul'an lenán* zugetraut, mehr zu werden als genau jener Sohn, der das Familienvermögen komplett durchbringen würde. Das war die Erwartungshaltung der Bevölkerung, doch eines Tages ging *mul'an* nach einer weiteren längeren Diskussion mit seinem Vater fort in das Kloster *preshed emes*, jener Ka-

3 Nach einer Rechtschreibreform der Anhänger Baals wurden gemäß ihrer Weltanschauung alle Worte und Namen klein geschrieben, nur der Name der Göttin oder ihre Personalpronomen nicht, um deutlich zu zeigen, dass Baal das einzig perfekte Wesen sei, ganz so, wie die Glaubensschriften schon verfasst worden waren.

derschmiede vor den Mauern der Stadt, der auch *wasto* entstammte. Er ging in diese Klosterschule, um Ruhe vor seinem Vater und den Vorwürfen der Familie zu haben.

Was konnte schon passieren? Die Mönche dort würden versuchen, ihn auf irgendeinen erleuchteten Pfad zu führen, er selbst würde das offiziell probieren, dann jedoch an der Schwäche des Fleisches scheitern und sich auf die göttliche Strafe der Herrin der Berge vorbereiten. Und ein erfülltes Leben leben, bis kurz vor seinem Tod, wenn er dann reumütig zurückkehren würde in das Kloster, um sich doch noch der Göttin und dem Dienst an ihr zu widmen. Nur für alle Fälle, sollte das Leben doch noch aus mehr bestehen als trinken und Frauen nachsteigen.

Nur mit einem Beutel und wenig Kleidung war er ausgezogen, erreichte *preshed emes* um die zwölfte Stunde des Tages und traf auf hektische Geschäftigkeit. Alle dort lebenden Gläubigen erledigten noch schnell ihre Arbeiten, um sich dann gemeinsam zum Gebet versammeln zu können.

So wurde *mul'an* eine kleine Zelle zugewiesen und er sodann nervös aufgefordert, sich zu beeilen, um am Gebet teilzunehmen. Er hastete hinter dem jungen Mönch her und stellte sich zu den anderen Leuten im Hof, die alle sehr schlicht gekleidet waren, zum Teil in grobe Stoffe, und in der Regel nur ganz einfaches Schuhwerk trugen, Sandalen, die durch lediglich zwei Riemen, die sich zwischen dem großen und dem zweiten Zeh trafen und zur Schuhsohle liefen, am Fuß hielten.

Dieses Schuhwerk wurde auf der gesamten Welt – außerhalb des Machtbereichs der Anhänger der Baal – Dianisches Schuhwerk genannt, weil seine bekannteste Trägerin die Göttin Diana war. Alle anderen Versuche, diese schlichten Sandaletten mit einem Namen zu versehen, hatten sich nicht durchsetzen können.

So wurden sie nur hier im Südosten Apkalgs trotz *zehreter* genannt. Schließlich gab es keine Göttin Diana, sondern nur die Herrin der Berge, und die hieß Baal; was sie an den Füßen trug, wagte niemand unter den Gläubigen zu vermuten. Sie sollten sich kein Bild ihrer Göttin machen, das hatte die Prophetin ganz klar von der Göttin diktiert bekommen und in der dritten Regel im Dialog Settem schriftlich fixiert.

Die Predigt hatte mit einem Zitat aus dem ersten Dialog der Bena begonnen. Genau genommen kannte *mul'an* all diese Predigten; es war nicht so, dass Bena unglaublich viel geschrieben hätte und dass es mit jeder Predigt neue Erkenntnisse zum Glauben gab. Genau zwei Dialoge hatte die Göttin der Prophetin diktiert und diese so-

dann dem Volk gebracht. Das war ein recht überschaubares Werk, und dementsprechend oft wiederholten sich nun einmal die vermittelten Inhalte.

Das hatte den Vorteil, dass jeder schnell begriff und in der Lage war, sich das alles zu merken. Die Schlussfolgerungen des Priesters aus den geschriebenen Worten waren es dann auch, die immer der interessante Teil waren. Welche Essenz ließ sich aus den Textstellen für die momentane Lebenssituation gewinnen?

mul'an erkannte jedoch in dieser Predigt, die irgendwie Hass zerfressen klang, dass er in seinem Leben leisten konnte, was er wollte, die Herrin der Berge würde das wenig interessieren. *wir alle hatten gefehlt in Ihren augen und taten es immer weiter. niemals konnten wir zu Ihrer zufriedenheit handeln*⁴.

Das kleine Wörtchen *niamals* war niederschmetternd genug für *mul'an*, das war es immer schon gewesen, seit frühester Kindheit. Natürlich war er nicht so perfekt wie seine Göttin, schließlich war Baal das einzig perfekte Wesen. Doch dass er überhaupt gar keine Chance haben sollte, diese strenge Göttin auch nur im Ansatz zufrieden stellen zu können, weckte nicht seinen Ehrgeiz, sondern ließ ihn resignieren.

Vielleicht, gab er vor sich selbst, jedoch nur vor sich selbst, zu, war er einfach zu schwach für diesen strengen Glauben. Baal verlangte äußerste Disziplin, Gehorsam und völlige Unterwerfung. Sie verlangte den immer währenden, bedingungslosen Versuch, ihrer Ansprüche doch noch zu genügen, und sei es nur im Mindesten.

Im darauf folgenden Teil der Liturgie las ein Priester aus dem zweiten Dialog der Bena, dem *Monayos*. Im Dritten Buch befahl die Herrin der Berge der Prophetin, ihre Ordnung den Sa-i-Tse zu bringen. Sie gab auch die Struktur des Staates vor, mit dem Hohepriester an der Spitze und der Königin unter ihm.

Dort kam durch, dass die Priesterschaft wehrhaft zu sein hatte, die Wortstämme für Priester, Offizier und Soldat waren alle gleich und stammten aus einem vergessenen Dialekt der Sa-i-Tse. Dort bedeutete das Suffix *-uan* noch *Knecht, Diener*. Zwar war diese Sprache längst vergessen und nur noch in sehr wenigen Dokumenten zu finden, nichts desto trotz wurde jedoch die Verbindung der drei Stände, auch in ihrer strengen Abstufung, sofort deutlich.

Dies waren die treuesten Diener der Göttin, direkte Vollstrecker des Wortes und Willens des wa'Baal, des Ersten Priesters der Baal, der von der Weisheit der Göttin direkt erleuchtet wurde und so die richtigen Befehle geben konnte.

4 Dialog *Settem* der Bena von Enfi-Amar, I, 4f.

Seine Priesterschaft bildete unter der Königin die nächste Ebene, in der Zivilgesellschaft stand den Priestern der Adel gegenüber. Die Militärführung, unter den Priestern angesiedelt, ging zivil konform mit der Oberschicht, während Soldaten und Bürger auf der darunter liegenden Stufe des gesellschaftlichen Systems zu finden waren.

Unter ihnen bildete die Unterschicht eine breite Basis. Diese Leute würden sich nach Bedarf zivil oder militärisch verwenden lassen. Trotz ihrer Position über den Sklaven waren auch sie Abhängige, wurden von Bürgern oder Soldaten, Priestern oder der Oberschicht fast wie Leibeigene gehalten. Aus dieser Kaste gab es nur ein offensives Entkommen über den Weg in ein Kloster, wo ein strenges, entbehnungsreiches Leben vor den Leibeigenen lag. Doch in diesem harten Milieu war ein Aufstieg möglich, im Gegensatz zum Leben in der Zivilgesellschaft.

mul'an dankte Baal für die Gnade der Geburt in einen hohen Stand, der ihm den Zugang direkt in die Priesterschaft ermöglichen würde. Und er staunte, den Worten des *Monayos* lauschend, wieder einmal, wie gnadenlos die Herrin der Berge ihre Prophetin fertig machte.

Bena war – trotz aller ihrer Leistungen – in Baals Augen kaum würdig, ihre Worte zu empfangen. Was musste die Kreatur eigentlich leisten, um die Göttin dazu zu bringen, eine Art von verstecktem Lob auszusprechen? Kritisch hinterfragt sah es so aus, dass es ohne Benas Einsatz und rücksichtslosem Bemühen – rücksichtslos in erster Linie gegen sich selbst, aber auch gegen alle Widerstände, die ihr im Weg lagen – gar kein *ba'aBaal* geben würde, niemand würde die Göttin kennen.

Und doch war Baal noch immer nicht zufrieden und sagte das schonungslos. Der junge Adelige aus der Familie der *lenán* schüttelte innerlich den Kopf. Was mochte das Maß sein, mit dem Baal maß? Die Köpfe der Gläubigen? In dem Fall hatte Bena tatsächlich nicht viel erreicht, rein numerisch gesehen.

Doch sie hatte es geschafft, in ihrem Leben die Grundlage zu legen für das, was nun aus dem Tal *mirmes* heraus über diesen Teil der Welt schwappte: Die Eroberung und Erlösung der Wesen. Jeder einzelne Gläubige, der Vergangenheit ebenso wie der Gegenwart und der Zukunft, ging auf Bena von *Enfi-Amars* Konto, das musste Baal doch ein wenig Achtung abringen.

Als *mul'an* am nächsten Morgen aus seiner kargen Zellen heraus kam, wäre er fast in eine junge Frau gerannt. Strahlend blaue Augen leuchteten ihn frech an, ihr hellbraunes Haar war kurz geschnitten und betonte die hohen Wangenknochen noch mehr; alles